

1334 | 25.7.2013

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Karlheinz Lau

Auftakt zur Aufklärung

Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung

3

Bernhard Fisch

„Gehen wir in das nächste Zimmer“

Geschichtsvergessenheit in Jalta

5

Peter Schabe

Dünne Bretter erhalten heißt dicke Bretter bohren

Wiederherstellungsarbeiten am Schloss Steinort

7

Markus Bauer

Wer fragt, hat recht

Jugend bei der Ackermann-Gemeinde

9

Marius Koity

Banat à la française

Gwénola Sebaux ergründet schwäbische Identität

11

„Kraftschlüssig“

Die Peter Maffay Stiftung in Siebenbürgen

13

Schwarzweißes Leuchten

Prag-Bilder von Werner Neumeister

14

Dietmar Stutzer

Entmündigung macht krank

Krankenstatistiken im europäischen Vergleich

15

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Zwei Bücher über die Prußen (*Klaus Weigelt*)

17

Johannes Urzidil (*Volker Strebel*)

19

Hotel Europa (*Ingeborg Szöllösi*)

20

Elsner: Liegnitzer Stadtgeschichte

20

Spiegelungen

21

Vortrag über Edzard Schaper (*Peter Wörster*)

22

LITERATUR UND KUNST

Jörg Bernhard Bilke

Stur-, Kinds-, Charakterkopf

Heinrich George, „aus Erde gemacht“

23

Der Mensch als Form

Mit ihm/ihr hat sich Käthe Kollwitz frühzeitig befasst

25

Dieter Göllner

Erfassen durch Anfassen

Skulpturen von Stan Wys im Haus Schlesien

26

Kleinodien aus Erde

Bunzlauer Keramik in Görlitz

28

Manfred E. Fritsche

Beflügelndes Ermland

Zum fotografischen Erlebnis gemacht von Andrzej Waszczuk

29

Die Farben der Elemente

Der ostpreußische Expressionist Karl Eulenstein

30

KK-NOTIZBUCH

31



*Vor dem von Stan Wys
geformten stabil-grazilen
Körper findet selbst
der instabilste Kopf ein
bisschen Ruhe in der
Betrachtung und im Be-
wusstsein, dass die Kunst
auch kältestem Metall
Wärme abzugewinnen
vermag.*

Bild: Haus Schlesien

Auftakt zur Aufklärung

Baubeginn am Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung

Der 11. Juni 2013 markiert ein wichtiges Datum der deutschen Geschichte nach 1945. An diesem Tag wurde in einem Festakt in Anwesenheit der Bundeskanzlerin Angela Merkel und des Staatsministers für Kultur und Medien, Bernd Neumann, der Baubeginn für ein Dokumentationszentrum der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung eingeläutet. Der Standort liegt in der Mitte Berlins, es ist das Deutschlandhaus am Anhalter Bahnhof auf der Geschichtsmeile zwischen Brandenburger Tor, Holocaustmahnmal, Topographie des Terrors, Checkpoint Charlie und Jüdischem Museum.

Das Dokumentationszentrum wird mit Sicherheit eine Bereicherung der Berliner Museenlandschaft. Den Anstoß gaben 1999 die Vertriebenenpräsidentin Erika Steinbach und der SPD-Politiker Peter Glotz mit ihrer Forderung nach der Gründung eines Zentrums gegen Vertreibungen. Den 14 Millionen Deutschen, die am Ende des Zweiten Weltkrieges aus ihren Heimatgebieten vertrieben wurden, sollte in der nationalen Erinnerungskultur ein Zeichen gesetzt werden.

Dieser Teil der deutschen Nachkriegsgeschichte wurde und wird zusehends zu

einem weißen Fleck im Geschichtsbewusstsein vieler deutscher Bürger. Das zu schaffende Dokumentationszentrum bietet zumindest die Chance, Kenntnisdefizite abzubauen.

Es war eine lange Strecke Wegs bis zum Tag des Baubeginns. Das Projekt eines Zentrums gegen Vertreibungen wurde außerordentlich kontrovers aufgenommen und hoch emotional diskutiert, in Deutschland selbst, in Polen und in Tschechien. Schärfste Kritiker und Gegner des Projekts waren (sind?) die SPD Politiker Wolfgang Thierse, selbst Heimatvertriebener aus Breslau, und Markus Meckel, letzter Außenminister der DDR.

Das hauptsächliche Argument – auch auf polnischer Seite – war die Befürchtung, die Deutschen wollten die Geschichte des Zweiten Weltkriegs umschreiben, aus Tätern sollten Opfer gemacht werden, nämlich Opfer der Polen, die für die Vertreibungen der Deutschen und für den Verlust der Ostprovinzen verantwortlich zeichneten. Hinzu kamen auf polnischer Seite nicht zu entschuldigende Beleidigungen der Bundestagsabgeordneten Steinbach. In Karikaturen wurde sie z. B. in SS-Uniform

„Deutschlandhaus“ ist ein etwas hochtrabender Name, das Haus selbst ist ein reizloser Bau. Ihn mit Leben zu erfüllen aber ist eine reizvolle Aufgabe, der sich die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung verschrieben hat

Bild: Archiv



als Dompteuse des damaligen Kanzlers Schröder dargestellt.

Um es ganz deutlich auszusprechen: Erika Steinbach und Peter Glotz haben nie bestritten, dass der entscheidende Auslöser für die Vertreibungen der Deutschen aus dem Osten der von Hitler-Deutschland begonnene Zweite Weltkrieg sowie die Verbrechen der nationalsozialistischen Besatzungs- und Ausrottungspolitik gewesen sind. Die Bundeskanzlerin und der Kulturstaatsminister haben das in ihren Ansprachen nachdrücklich betont.

Im November 2005 übernehmen die Regierungsparteien CDU, CSU und SPD die Initiative Zentrum gegen Vertreibungen und beschließen, in Berlin ein „Sichtbares Zeichen“ zur gesellschaftlichen und historischen Aufarbeitung von Zwangsmigration, Flucht und Vertreibung zu setzen. Damit sind nicht nur die Vertreibungen der Deutschen gemeint, wenngleich diese im Mittelpunkt der Darstellungen stehen werden, sondern auch die Schicksale anderer Völker, etwa der Polen und der Völker des Balkans. Im März 2008 beschließt die Bundesregierung, die nunmehr aus CDU, CSU und FDP besteht, die Konzeption für ein „Sichtbares Zeichen gegen Flucht und Vertreibung“. Auf dieser Grundlage beschließt der Deutsche Bundestag im Dezember 2008 die Errichtung der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung als unselbständige Stiftung in Trägerschaft der Stiftung Deutsches Historisches Museum.

Im Zuge dieser Entwicklungen ist der Pulverdampf aus den emotionalen Kontroversen und Diskussionen in Deutschland und in den beiden östlichen Nachbarstaaten gewichen. Staatsminister Neumann sprach in seiner Begrüßung von einem breiten gesellschaftlichen Konsens in Deutschland, und in Polen sind die schrillen Töne leiser geworden. Das wird auch daran deutlich, dass namhafte polnische Wissenschaftler im Wissenschaftlichen Beraterkreis mitarbeiten. Inzwischen ist Wolfgang Thierse

nicht mehr als Bedenkenträger öffentlich hervorgetreten.

Konsens herrscht über die grundsätzliche Zielsetzung der Bundesstiftung, im Geist der Versöhnung und in der Kontinuität der Verständigungspolitik der Bundesrepublik Deutschland dazu beizutragen, „an das Unrecht von Vertreibungen zu erinnern und Vertreibung für immer zu ächten“, indem sie die Geschichte ethnischer Säuberungen wissenschaftlich dokumentiert. Dass Flucht und Vertreibung der Deutschen den Hauptakzent der Stiftungsarbeit bilden, ist in der Sache völlig berechtigt, könnte aber bei der praktischen Umsetzung wieder sattsam bekannte Kritik auf den Plan rufen. Hier muss schon jetzt klar Position bezogen werden: Das Jahrhundertereignis der Vertreibung der Deutschen ist nicht eine Angelegenheit der Heimatvertriebenen, sondern es ist Teil der Geschichte aller Deutschen. Von daher gehen Bezeichnungen wie Vertriebenen-Denkmal oder Vertriebenenmuseum, die bereits im Blätterwald erscheinen, an der Zielsetzung vorbei.

Die Tatsache, dass die Stiftung ein Projekt von Bundestag und Bundesregierung ist, beweist, dass alle gesellschaftlichen Gruppen und nicht nur der Bund der Vertriebenen angesprochen sind. Dabei ist es sehr bedauerlich, dass sich der Zentralrat der Juden einem Mitwirken verweigert, liegt doch die Zielsetzung der Stiftung zentral auch im Interesse der jüdischen Gemeinden in Deutschland. Mit Spannung und auch kritischem Blick wird die nun beginnende inhaltliche Ausgestaltung beobachtet werden, die im Dialog mit der interessierten Öffentlichkeit erfolgen muss. Für mich, der aus der Neumark vertrieben wurde, bedeutet die Stiftung die große Chance zu der allgemeinen Einsicht, dass die Geschichte der Vertreibung der Deutschen in die Mitte der Gesellschaft gehört und nicht als Randgruppenereignis abgetan wird.

Karlheinz Lau (KK)

„Gehen wir in das nächste Zimmer“

Ein Besuch im Liwadija-Palast in Jalta ist ein gespenstisch ernüchternder Ausflug in die Geschichtsvergessenheit sowjetischen Angedenkens

Die Südküste der Krim, das ist Russlands Riviera. Parallel zu ihr und nur wenige Kilometer von ihr entfernt ragen die grauen Steilwände des Krim-Gebirges in den scheinbar ewig blauen Himmel. Diese Mauer schützt das Gebiet vor den rauen Nordwinden. Ihr Verwitterungsschutt bildet zum Meer hin einen im Winkel von etwa 45 Grad abfallenden Hang. Den bedeckt eine vielfältig gewölbte grüne Decke, der fast immergrüne subtropische Wald. Und weil die Natur hier einen wunderbaren Platz geschaffen hat, ließ ein Großteil der Oberschicht des Zarenimperiums auf ihm seine Sommerresidenzen errichten. Eine der größten ist der Liwadija-Palast. Ihn „baute“ der letzte Zar, Nikolaus II. Da strahlt das Werk vieler fleißiger Hände nun in schneeweißer Pracht, prunkt und – weiter nichts. Denn genutzt wurde es nur selten, wenige Monate im Jahr.

Hierher lud Josef Stalin, Partei- und Regierungschef der UdSSR sowie Oberkom-

Da saßen sie. Ob sie nicht anders konnten?

Bild: Archiv Ulrich Menzel



mandierender ihrer Roten Armee, für den Februar 1945 die beiden anderen mächtigsten Männer der gegen NS-Deutschland kämpfenden Welt ein. Es galt, die nächsten Maßnahmen in diesem gewaltigen Ringen festzulegen. Die Soldaten des Kremlherrn hatten auf dem Wege nach Berlin gerade die Oder erreicht. Amerikanische und britische Panzer rollten auf den Rhein zu. Deutschland stand vor der Kapitulation. Die Frage, wie die Deutschen nach der Niederlage behandelt werden sollten, war aber noch nicht schlüssig beantwortet.

Jetzt schreiben wir das Jahr 2013. Gruppen in- und ausländischer Besucher drängen sich vor und in dem Gebäude. Das Denkmal „muss man gesehen haben“. Wir, eine Gruppe deutscher Touristen, sind unter ihnen. Wir stehen im Weißen Saal und hören den von den Organisatoren angestellten Erklärer: „Auf diesem Stuhl hat Josef Stalin gegessen, auf jenem Winston Churchill, und dort der amerikanische Präsident Franklin Roosevelt. Der Engländer hat im Woronzow-Palast gewohnt, Roosevelt hatte ein Beinleiden, deshalb blieb er in diesem Gebäude. Stalin zog in den Massandra-Palast. – Gehen wir in das nächste Zimmer! Hier, in dem Parade-Empfangsraum, haben Stalin und Roosevelt miteinander gesprochen. Die Sowjetunion sollte sich am Krieg gegen die Japaner beteiligen. – Jetzt steigen wir in das zweite Stockwerk, zu den Zarengemächern.“

Ich bleibe zurück und starre der Gruppe einigermaßen verblüfft nach. Soll das alles gewesen sein? Ich will versuchen, bei anderen Gruppen zu „hospitieren“. Wir waren nicht allein in dem Raum. Weitere Besucher drängen sich um ihren jeweiligen Erklärer. Ich höre hin und versuche zu verstehen. Deutsch – klar, Russisch – leicht

eingeschränkt, Englisch – vieles. Ich muss uninteressiert wirken, irgendwelche Bilder anscheinend konzentriert betrachten und mein Gehör auf den nächsten Erklärer einstellen. Nun ja: „Dieser Stuhl stammt aus dem Haus des Grafen XYZ – der Sitzungssaal, das ist Empire – diese Gemälde stammen von dem weltbekannten russischen Maler ZYX“. In dieser Tonart verläuft der Besuch. Nichts von der Besetzung Deutschlands, nichts von der Einheit der Alliierten, nichts von weiteren Plänen, nichts schließlich auch über die neue Ost-

grenze Deutschlands. Die schnitt immerhin in das Leben von 12 Millionen Ostdeutschen ein. Schon gar nichts über deren Vertreibung aus ihren Heimstätten.

Unermüdlich hatte Stalin sich für die neue Grenze eingesetzt. Kaum hatten seine Soldaten die Wehrmacht vor Moskau zurückgeschlagen, da trug er seine Grenz- und Aussiedlungspläne britischen wie polnischen Regierungsvertretern vor. Das war im Dezember 1941 gewesen. Seitdem hatte er alle diplomatischen Kontakte zur Verfolgung seines Ziels genutzt. Jetzt kämpften seine Armeen in den Ostprovinzen Deutschlands. Den Polen hatte er im Jahr zuvor, im Juli, die Oder-Neiße-Grenze zugesagt. Es fehlte nur die Zustimmung der Westalliierten. In Jalta erreichte er immerhin, dass sie einer Erweiterung Polens nach Westen und Norden zustimmten. Das hatte zur Folge, dass Stalins kommunistische Lakaien in Polen und der Tschechoslowakei gemeinsam mit ihren Verbündeten aus anderen politischen Lagern mit der Jagd auf die einheimischen Deutschen begannen.

Die ersten Nachkriegsjahre sahen ja gewissermaßen zwei Völkerwanderungen. Die Masse der Soldaten, gleich ob Sieger oder Besiegte, kehrte heim. Niemand bezweifelte, dass sie das Recht auf die Fahrt zu den Eltern oder den Frauen und

Kindern hatten. Nach Hause zog sich auch die Unzahl an Zwangsarbeitern aus der deutschen Wirtschaft. Ein Teil von Stalins Untertanen musste dabei allerdings einen Umweg machen: Aktives Militär hatte sich im Osten gegen Japan aufzuopfern, in Deutschland angetroffene Militär- und Zivilgefangene verbüßten ihre „Schuld“ in Lagern. Aber auch sie zogen danach an den heimischen Herd. Einige suchten als „displaced persons“ Unterschlupf, ohne die alte Heimat wiederzusehen.

**Die Mauern
schwiegen und
die Wissenden
erst recht. Ähn-
liches scheint
auch andernorts
zu geschehen
und beweist die
Notwendigkeit
eines Zentrums
gegen Vertrei-
bungen.**

Den Heimkehrern entgegen strömten jene 12 Millionen Deutsche, denen die Alliierten mit den Potsdamer Beschlüssen eben dieses Menschenrecht auf Heimat geraubt hatten. Kein Wunder: Von den hohen Beschließenden hatten Truman und Stalin Erfahrungen mit der gewaltsamen Umsiedlung ganzer Völkerschaften, der eine historisch mit Indianern, der andere aktuell mit Bewohnern des Kaukasus und des Wolgabereichs. Ein Churchill wusste

darüber hinaus, wie man eingeseessene Menschengruppen mit Waffengewalt zur Räson bringt. Seinen Nachfolger Clement Attlee von der Labour Party interessierte die ganze Sache überhaupt nicht. Insofern hatten die „Großen Drei“ keine Skrupel beim Vertreibungsbeschluss. Dass sie damit Verbrechen gegen die Menschenrechte anstifteten, hat sie nicht berührt.

Sehr unzufrieden verlassen wir den Platz. Wir wollten nicht Kunstgeschichte studieren. Wir suchten an einem solchen Ort Erkenntnisse zu einem Problem des millionenfachen Menschenleids. Die Mauern schwiegen und die Wissenden erst recht. Ähnliches scheint heutzutage auch andernorts zu geschehen und beweist nur die Notwendigkeit eines Zentrums gegen Vertreibungen.

Bernhard Fisch (KK)

Dünne Bretter erhalten heißt dicke Bretter bohren

Die denkmalverträgliche Wiederherstellung von Schloss Steinort ist eine Geschichte mit vielen Episoden – hier eine erfolgreiche

Schloss Steinort (Sztynort) ist bekanntlich das letzte noch weitgehend authentisch erhaltene Schloss im ehemaligen Ostpreußen und Ende 2009 von der polnischen Schwesterstiftung der Deutsch-Polnischen Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz in Görlitz (DPS) auf Betreiben ihrer inzwischen verstorbenen Vorstandsmitglieder Gottfried Kiesow und Andrzej Tomaszewski mit dem Ziel einer denkmalverträglichen Wiederherstellung übernommen worden. Seitdem ist der große Instandsetzungswurf für das bis 1944 von der Familie von Lehndorff bewohnte Schloss ausgeblieben, da die von den beiden Stiftungen erhofften Fördermillionen noch nicht geflossen sind.

Aus deutscher Sicht ist der in seinem Mittelteil barocke Bau nicht nur architekturgeschichtlich, sondern auch historisch bedeutend. Heinrich Graf von Lehndorff, der letzte deutsche Schlossherr, war am Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944 beteiligt. Für ihn, seine Frau Gottliebe, geborene Gräfin von Kalnein, und die vier Töchter,

darunter Vera, die später unter dem Namen „Veruschka“ als Fotomodell international bekannt wurde, war äußerst gefährlich, dass Joachim von Ribbentrop, der damalige deutsche Außenminister, ein Teil von Schloss Steinort als Feldquartier bezogen hatte. Hitlers Wolfschanze lag schließlich nicht weit von Schloss Steinort entfernt. Nach dem gescheiterten Attentat konnte Graf Lehndorff zunächst fliehen, stellte sich dann jedoch, um seiner Familie weitere Repressalien zu ersparen, und wurde nach einem erneuten Fluchtversuch am 4. September 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Schloss Steinort war bis 1947 von Soldaten der Roten Armee mit Beschlag belegt und wurde dann als Verwaltungssitz eines staatlichen landwirtschaftlichen Betriebs und als Segelschule genutzt. In den 1990-er Jahren geriet die gesamte Anlage mit den Wirtschaftsbauten an einen Österreicher und schließlich an eine Firma in Warschau, die versucht, aus der

Als wäre der Name ein Zeichen: Steinort, ein steinerner Ort in der Landschaft, hat auch in ruinem Zustand nichts von seiner Wirkungsmacht eingebüßt

Bilder: der Autor



hervorragenden Lage im Zentrum der masurischen Seenplatte mittels Jachtvermietung Kapital zu schlagen. Die heutige Eigentümerin Polsko-Niemiecka Fundacja Ochrony Zabytków Kultury (PNF) in Warschau ringt zusammen mit der deutschen Schwesterstiftung um ein Nutzungskonzept für das von dem Jachtbetreiber übernommene Schloss, das von den politischen Entscheidern in Allenstein, Angerburg und der Hauptstadt als tragfähig anerkannt wird. Dies wäre die Voraussetzung dafür, einen Millionen-Förderantrag zu stellen.

Um indes das Lehndorffsche Herrenhaus vor dem endgültigen Verfall zu retten, sind die beiden Stiftungen den Weg der kleinen Schritte gegangen. Mit finanzieller Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, des polnischen Kulturministeriums und privater Spenden aus Deutschland ist es ihnen bislang gelungen, vier Notsicherungsmaßnahmen zu realisieren. Zunächst wurde der Bau durch Hilfskonstruktionen statisch stabilisiert, danach die Fensteröffnungen provisorisch durch Folien mit Luftschlitzen geschlossen und ein Notdach aufgezogen, damit es nicht weiter hineinregnen und der Schwamm sich ausbreiten kann.

Im vergangenen Jahr konnte wiederum mit Zuwendungen des BKM und des polnischen Kulturministers die fachgerechte Um- und Neueinlagerung sowie ein erster Teil der konservatorischen Sicherung der originalen barocken bemalten Deckenbretter (ca. 1500 Quadratmeter Fläche) vorgenommen werden. Die wertvollen Bretter waren zwar zwecks Substanzsicherung vor einigen Jahren aus dem Schloss ausgebaut worden, jedoch in dem historischen Speichergebäude am Herrenhaus miserabel eingelagert. Die Arbeiten umfassten den Transport der Bretter in eine geeignete Lagerhalle in Allenstein, eine Begasung zur Schädlingsbekämpfung und anschließend die Reinigung und Fixierung der Malschicht. Am Ende wurden die Bretter



Die barocken Damen lächeln zwar schnippisch, noch aber sind sie nicht ausreichend versorgt

vermessen, markiert und wieder gelagert.

Die Zerstörung der Deckenbretter und der polychromen Bemalung konnte so gestoppt werden. Die Arbeiten wurden planerisch von dem Warschauer Architekturbüro *festgrupa* betreut. Die konservatorischen Arbeiten und die Überwachung des Transports und der Desinfektion der Deckenbretter wurden von der Restauratorin Barbara Kulczynska-Nowak aus Allenstein vorgenommen. Die Deckenbretter sollen nach ihrer vollständigen Konservierung und Restaurierung, sobald die baulichen Voraussetzungen dafür geschaffen sind, wieder in ihrer ursprünglichen Funktion in Schloss Steinort eingebaut werden, und

zwar möglichst in situ. Dafür sind an den Brettern als nächstes eine Imprägnierung zur Holzfestigung sowie Reparaturen durch einen Tischler und eine Restaurierung der Grundierung und Sichtfassung erforderlich.

Als weitere Maßnahme 2012 konnte ein Rückschnitt des Wildwuchses im historischen Schlosspark unternommen werden. Die Arbeiten wurden von der Jugendbauhütte Gartendenkmalpflege mit Unterstützung der Jugendbauhütte Brandenburg/Berlin in der Deutschen Stiftung Denkmalschutz bei einem zweiwöchigen Einsatz im Sommer 2012 mit Genehmigung der Denkmalbehörde ausgeführt. Die erfolgreiche Aktion, bei der historische Parkwege und Sichtachsen freigelegt wurden, erfolgte mit 40 deutschen Jugendlichen unter fachlicher Anleitung und stieß bei der

Bevölkerung und in den lokalen Medien auf besonders positive Resonanz.

Mit der vom polnischen Kulturministerium für 2013 bewilligten Zuwendung und mit Spenden aus Deutschland als Eigenanteil wird jetzt bis in den Herbst hinein eine Festigung der Mauerkronen des Schloss-Mittelteils und die Stabilisierung der Unterkellerung vorgenommen. So bleibt das Ziel erhalten, den Bauzustand von Schloss Steinort mit gezielten Sicherungsmaßnahmen zu stabilisieren, bis der große Wurf zur vollständigen Revitalisierung des geschichtsträchtigen Baudenkmals gelingt, möglichst mit einer musealen Nutzung des besonders erhaltenswerten Mittelteils, in dem noch viele bemalte Deckenbalken aus der Barockzeit überkommen sind.

Peter Schabe (KK)

Wer fragt, hat recht

„Wo ist meine Heimat?“, fragt die Jugend bei der Ackermann-Gemeinde

„Wo ist meine Heimat?“ Dieser Frage gingen rund 50 Jugendliche zwischen 15 und Anfang 20 Jahren aus Deutschland, Tschechien und der Slowakei bei der traditionellen Politischen Weiterbildungswoche der Jungen Aktion der Ackermann-Gemeinde nach. Sozusagen eine neue Heimat dieser Veranstaltung war in diesem Jahr das niederbayerische Kloster Niederaltaich, in dem die Liturgie sowohl im katholischen als auch im ostkirchlichen Ritus gefeiert wird. Und das Mitfeiern gehört bei dieser Veranstaltung für die Jugendlichen seit jeher dazu.

„Wo ist meine Heimat?“ So beginnt der Text der tschechischen Nationalhymne. In der Bayernhymne heißt es unter anderem „Heimaterde, Vaterland“. Doch wie sehen junge Deutsche, Slowaken und Tschechen, die sich heute gleichermaßen in Deutschland und Tschechien und der Slowakei

bewegen, diesen Begriff, was empfinden sie dabei? Die 21-jährige Architekturstudentin Terezie Sedlinska aus Brünn/Brno studiert seit acht Monaten in Nürnberg und hat einen deutschen Freund. Für sie ist Tschechien Heimat – wegen der Sprache, weil sie dort geboren und aufgewachsen ist. „In der Muttersprache habe ich viel mehr Wörter, viel mehr Nuancen. Doch wenn man länger im Ausland ist, vergisst man schon mal etwas“, stellt sie fest. „Die Seele ist eher tschechisch, ich werde mich immer als Tschechin fühlen. Wenn ich nicht in Tschechien bin, dann bin ich stolz darauf, Tschechin zu sein. Wenn ich zuhause bin, dann sehe ich den einen oder anderen Nachteil“, konkretisiert die Studentin.

Nicht weit von der bayerisch-tschechischen Grenze, in Neukirchen beim Heiligen Blut, ist der 22-jährige Lehramtsstudent Christoph Mauerer zu Hause. Er verbindet

Heimat zunächst mit „Bayern“ und dem Heimatdialekt. Doch seit er in Prag bei den Salesianern einen sogenannten Europäischen Freiwilligendienst abgeleistet hat, ist auch der Prager Stadtteil, in dem er lebte und arbeitete, für ihn eine Heimat geworden. „Die Mentalitäten sind in Bayern, Österreich, Böhmen und Mähren ähnlich“, erläutert Mauerer, der sich daher auch als „Mitteleuropäer“ fühlt. Und ähnlich wie Teresie Sedlinska ist auch für ihn die Sprache als Vermittlerin von Emotionen wichtig.

Doch Sprache vermittelt auch Information und Wissen. Und diese Aspekte standen in unterschiedlicher Form vom Mittwochabend bis zum Montag natürlich im Mittelpunkt – zum Tagungsthema, zu den Gottesdiensten und bei den weiteren Angeboten wie dem Kulturabend und der sogenannten Hoflesung. Wohlgermerkt, alles in deutscher und tschechischer Sprache, zwar nicht simultan, aber abschnittsweise übersetzt. Eine Höchstleistung der jungen Dolmetscherinnen und Dolmetscher. Denn die behandelten Themen waren nicht immer eine einfache Materie.

Einen Schwerpunkt bildete am Samstag die Thematik „Verblieben in der Heimat“. Susanne Beckmann und Dirk Plamböck stellten die Wanderausstellung vor, die erstmals 2009 in Prag gezeigt wurde. Bei dieser Ausstellung geht es um die bis heute verbliebene deutsche Minderheit in der Tschechischen Republik. In Kooperation mit der Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien wurden zehn Personen ausgewählt, die in ausführlichen Interviews ihren Alltag schilderten und ihre Motive zum Bleiben verdeutlichten. Mittels einer Powerpoint-Präsentation und anhand von Informationen über deren Entstehung stellten Plamböck und Beckmann die Lebensgeschichten vor. „Jeder hat eine andere Geschichte“, gaben sie an die Teilnehmer des Kurses weiter. Aber auch die Arbeiten hinter der Ausstellung (Interviewführung und -transkription, Fotomotive,



Andacht lehrt auch Denken: Statio
Bild: der Autor

Plakat, Ausstellungseröffnung usw.) stellten die Referenten dar. „Uns war wichtig, dass die Jugendlichen diesen Aspekt historisch einordnen können“, meinte Plamböck, der die Fotos gemacht hat, nach dieser Arbeitseinheit. „Gut ist aber auch, dass die Jugendlichen diese Thematik anhand persönlicher Geschichten kennengelernt haben“, fand Susanne Beckmann.

Weitere Themen waren der Konflikt im Nahen Osten und seine Vorgeschichte („Das Heilige Land als Heimat zweier Völker“), ein Rollenspiel, in dem das Thema Flucht und Migration auf die lokale Ebene eines Dorfes heruntergebrochen wurde, ein Film zum Thema „Heimat/Familie“ sowie mehrere Arbeitseinheiten der kreativen Arbeitskreise. Und auch die Statio, d. h. die religiös-meditativen Einstiege am Morgen beschäftigten sich mit dem Thema. So wurde beispielsweise aus dem Alten Testament Abrahams Wegzug aus seiner Heimat vorgelesen und darüber gesprochen.

Übrigens war diese Weiterbildungswoche in gewisser Weise auch eine Fortführung der Thematik „Märchen, Mythen und Legenden“ von der Plasto-Fantasto-Kinderbegegnung im Sommer letzten Jahres in Haidmühle, wo das Thema Identität bereits einen Schwerpunkt bildete. Damit wird deutlich, dass die Veranstaltungen der Jungen Aktion der Ackermann-Gemeinde ineinandergreifen, andererseits aber auch die Zusammenarbeit zwischen dem tschechischen Jugendverband Spirála und der Jungen Aktion harmonisch funktioniert.

Markus Bauer (KK)

Banat à la française

Die „Zivilisationistin“ Gwénola Sebaux ergründet schwäbische Identität aus französischer Sicht

Von Siebenbürgen höre man manchmal in Frankreich, sagt Gwénola Sebaux. Vom Banat hingegen habe keiner eine Ahnung. Das will die Hochschullehrerin an der privaten Université Catholique de l'Ouest im nordwestfranzösischen Angers ändern. Sie widmet ihre Habilitationsschrift einem kultursoziologischen Vergleich zwischen den im rumänischen Banat verbliebenen Deutschen und ihren in die Bundesrepublik gezogenen Landsleute. „Ziel ist, dem französischen Publikum eine Region Südosteuropas am Beispiel der Banater Deutschen vorzustellen“, sagte Sebaux in einem Vortrag über „Identitätsfragen der Banater Schwaben im europäischen Kontext“ an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Dort war sie Gast des international besetzten DFG-Graduiertenkollegs 1412. Dieses untersucht seit 2006 mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und des Freistaates Thüringen „Kulturelle Orientierungen und gesellschaftliche Ordnungsstrukturen in Südosteuropa“.

In ihrer Arbeit will die 49-jährige Forscherin verbinden, „was war, was ist, was wird“. So untersucht sie die Entwicklung der Gruppenidentität der Banater Deutschen sowohl in der alten als auch in der neuen Heimat. Sie prüft „mit der vorurteilslosen Distanz einer Französin“, ob und inwiefern diese Identität den jeweiligen Assimilationsprozessen standhält, ob sich gar eine „grenzübergreifende Identität“ herausgebildet hat und wie weit die „mythische Dimension in der Eigen- und Fremdwahrnehmung“ reicht.

Der Forscherin geht es um das „Spannungsfeld zwischen Identitätsbewahrung und Identitätswandel“ einer Gemeinschaft, die sich bei näherer Betrachtung durch eine so große Vielfalt auszeichne, dass Gemeinschaftsgefühle erstaunlich seien.

Auf die Banater Deutschen kam die Zivilisationistin – das interdisziplinäre Fach Zivilisation ist an ihrer Hochschule ein Zweig der Germanistik – im Zuge ihrer Analysen der bundesdeutschen Aussiedler/Spätaussiedler-Politik, die in ihre Dissertation Eingang gefunden hatten. Für ihre Habilitationsschrift studierte Sebaux nicht nur reichlich Literatur, die „Banater Post“ (als zeitweiliges Mitglied der Landsmannschaft der Banater Schwaben) oder die „Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien“ (als Abonnentin). Im September 2010 hat sie sich zwei Wochen im Banat aufgehalten, in einem „faszinierenden Forschungsfeld im mittel- und osteuropäischen Kulturraum“, um Land und Leute kennenzulernen. Eine weitere Rumänienreise folgte im Mai 2011. Ebenso sucht sie das Gespräch mit Banater Schwaben und Berglanddeutschen in der Bundesrepublik.

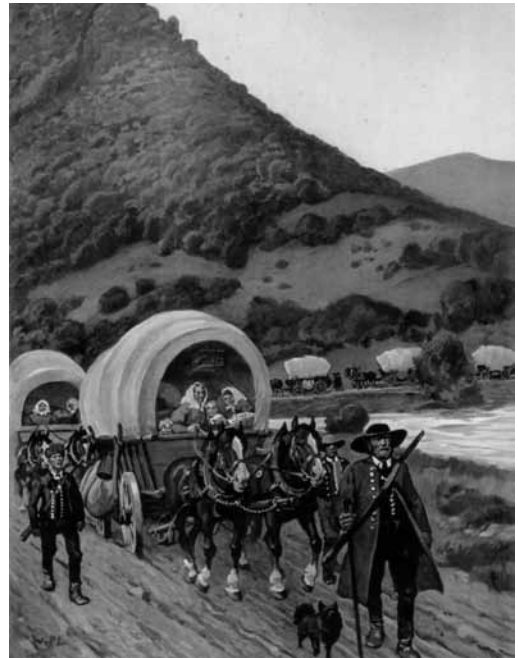
Zwar beschränkt sie ihre Studie aus methodischen Gründen auf Entwicklungen der „zwei Jahrzehnte nach der sogenannten Revolution“. Diese sollen allerdings vor einem weit größeren Hintergrund dargestellt werden. „Weil die heutigen Identitätsbildungsprozesse ihren Ursprung zum einen in der Ansiedlung im 18. Jahrhundert haben“, so die Migrations-, Integrations- und Minderheitenforscherin. „Zum anderen in den Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges“ mit den Russland- und Baragan-Deportationen sowie der Aussiedlung, die im „Massenexodus“ Anfang der 1990-er gipfelte.

„Es ist schade, dass so viele Deutsche das Banat verlassen haben“, sagte Sebaux einerseits. Andererseits zollt sie den Auswanderern Respekt, denn „es gehört viel Mut dazu“. Für das Land, das sie aufgenommen hat, seien sie „eine Bereicherung“, ist sie

überzeugt. Entsprechend groß sei der Verlust dort, wo diese Leute nicht gehalten werden konnten. Der rumänische Staat habe wahrscheinlich zu spät erkannt, was seine Deutschen wert seien. Respekt zollt Sebaux aber auch den im Banat verbliebenen Deutschen. Deren Pragmatismus und Realismus und Glaube an eine „Zukunft im dynamischen Rumänien“ habe sie genauso überrascht wie der Umstand, dass die rumänische Bevölkerung des Banats zur deutschen Kultur stehe, obwohl die meisten Deutschen fortgegangen seien. Die französische Forscherin ist „fasziniert“ davon, dass ein hauptsächlich rumänisches Publikum die Existenz banatdeutscher Institutionen wie des Staatstheaters oder der Lenaschule in Temeswar sichert.

Erst recht seit dem Aufenthalt im Banat spricht Sebaux konsequent über Banater Deutsche und nicht über Banater Schwaben. Letzterer Begriff sei schon zur Zeit seiner Entstehung während der Kolonisation unzutreffend gewesen. Das habe sie vor allem bei ihren Gesprächen mit Deutschen im Banater Bergland gemerkt. Der Massenexodus nach Ceausescus Sturz, so Sebaux, habe die Identitätsfindung der in der Heimat verbliebenen Landsleute erst recht gefördert, wobei sich ein Wandel von der „geschlossenen Gesellschaft“ zum „Miteinander“ vollziehe, was sich in der Multikulturalität vieler Familien widerspiegle. Diese hätten in der Minderheitenorganisation Demokratisches Forum der Deutschen in Rumänien eine identitätsstiftende Instanz gefunden.

Bei ihrer Feldforschung hat sich für Sebaux auch die Gelegenheit ergeben, die „halb scherzhafte, halb ernsthafte Rivalität“ zwischen Banater Deutschen und Siebenbürger Sachsen in Rumänien zu dokumentieren. Dieser Kulturkampf hat mit dem Literaturnobelpreis für Herta Müller scheinbar frisches Pulver bekommen, gibt eine Anekdote zu verstehen, die die Französin im Banat erzählt bekam und



Klein war der Hund, groß aber waren Wagemut und Zuversicht der schwäbischen Einwanderer, will das Stuttgarter Schulwandbild von 1935 bedeuten

Bild: Donauschwäbisches Zentralmuseum

wegen des besonderen Reizes in Jena zum Besten gab. Demnach sollen siebenbürgische Lehrer in Temeswar beim ersten landesweiten Deutsch-Aufsatzwettbewerb nach Müllers Triumph versucht haben, den bekanntesten rumäniendeutschen Literaturexport als Thema zu verhindern, und zwar mit Argumenten wie: „Was hat die schon gemacht?“

Ob und wann die Ergebnisse von Sebaux' Forschungen als Buch veröffentlicht werden, ist offen. In Deutschland lebende Banater Deutsche, die bereit wären, sich von ihr zum Thema ihrer Arbeit befragen zu lassen, können mit ihr unter folgenden Adressen in Kontakt treten: Gwénola Sebaux, Maître de Conférences, Université Catholique de l'Ouest Angers, 3 Place André Leroy, F-49100 Angers, oder gwenola.sebaux@wanadoo.fr.

Marius Koity (KK)

„Kraftschlüssig“

Die Peter Maffay Stiftung macht dem Wort in Siebenbürgen alle Ehre

Zunehmende Verformungen und arm-breite Risse hatten bereits seit Längerem darauf hingedeutet: Die Ringmauer der Kirchenburg im siebenbürgischen Radeln, wo die Peter Maffay Stiftung arbeitet, war stellenweise stark einsturzgefährdet. Im Februar 2012 brach ein etwa acht Meter langer Abschnitt der bis dato vollständig erhaltenen Ringmauer ein und riss den hölzernen, gedeckten Wehrgang mit sich. Auch wenn keine Personenschäden zu beklagen waren, war die Sicherheit erstmal dahin: Die gotische Saalkirche, über Jahrhunderte hinweg durch den mit mehreren Türmen verstärkten Bering gesichert, war unversehens „offen“. Die wenigen evangelischen Gläubigen, die nach der vor 20 Jahren erfolgten Auswanderung der Sie-

Bedürftiger Solitär: die Kirchenburg von Radeln

Bild: Sebastian Szaktilla



benbürger Sachsen aus Rumänien noch im Dorf verblieben sind, konnten weder die Arbeitskraft noch die finanziellen Mittel aufbringen, um das plötzlich entstandene Loch in der Burgmauer zu schließen.

Der Tatkraft der Peter Maffay Stiftung ist es zu verdanken, dass das Problem rasch behoben und die Ringmauer noch im Jahr des Einsturzes wieder in vollem Umfang ihre Schutzfunktion für die Kirche mit ihrer wertvollen Innenausstattung übernehmen kann: Kulturstaatsminister Bernd Neumann, der im Jahr zuvor der Eröffnung eines von der Peter Maffay Stiftung im benachbarten Pfarrhof betriebenen Ferienheims für benachteiligte Kinder beiwohnte, hatte bereits finanzielle Mittel für die Reparatur der Dachdeckung der Kirche bereitgestellt. Nun lag es nahe, auch diese Sicherungsmaßnahme mit Förderung des BKM zu realisieren.

Unter Leitung des deutschen Architekten Sebastian Szaktilla wurde im Spätsommer und Herbst 2012 der Einsturzbereich geräumt und die Ringmauer im alten Stil einschließlich des hölzernen gedeckten Wehrgangs wiederhergestellt. Auf Empfehlung der Statikexperten erhielt die neue alte Mauer einen in Wandmitte verborgenen zusätzlichen Betonbalken, der den wiederaufgebauten mit den stehengebliebenen Mauerteilen kraftschlüssig verbindet. Rechtzeitig vor Wintereinbruch konnte der letzte Dachziegel auf dem ebenfalls rekonstruierten Wehrgang verlegt werden.

Trotz dieser und weiterer erfolgreich abgeschlossener Teilmaßnahmen bedarf die zu den schönsten Anlagen ihrer Art zählende Radelner Kirchenburg noch umfangreicher Reparaturen, damit sie langfristig erhalten und als Ort der Andacht dienen und von Touristen besichtigt werden kann.

(KK)

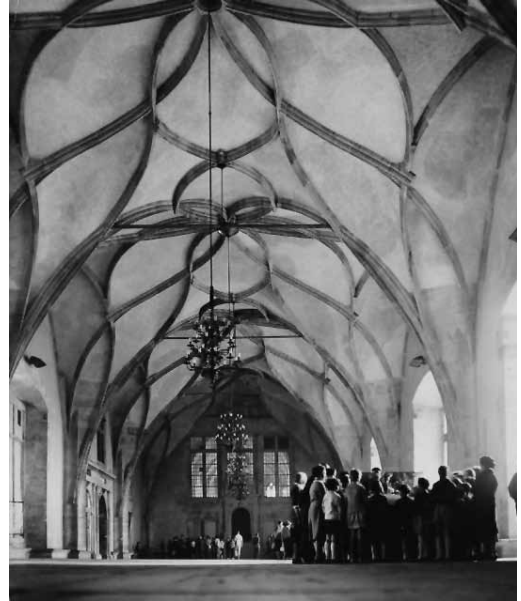
Schwarzweißes Leuchten

Werner Neumeister hat das Prag-Bild des Münchner Adalbert Stifter Vereins mitgeprägt

Werner Neumeister, 1926 in Meißen geboren, kehrte 1946 aus russischer Gefangenschaft in das zerstörte Dresden zu seiner Mutter zurück. Nach schwerer Krankheit begann er dort das Studium der Malerei, das er in Berlin fortsetzte. Als er immer wieder bei Fotowettbewerben Preise gewann, wandte er sich dieser Kunst zu. Nach seiner Heirat mit der Geigerin Maryse Levy übersiedelte er nach München, wo seine drei Söhne geboren wurden.

Werner Neumeister wurde besonders durch seine Musikerporträts – Dirigenten, Solisten, Orchester – bekannt, die er für die Deutsche Grammophon-Gesellschaft schuf. Er begleitete Ensembles in Europa und Übersee. Plattenumschläge tragen seine „Handschrift“ in den Aufnahmen der Künstler. Eine Wanderausstellung seiner Musikerporträts wurde in der Kölner Philharmonie, im Gasteig in München, im Altstädter Rathaus in Prag und nach seinem Tode 1997 in der Berliner Philharmonie, begleitet von einem großformatigen Katalog, gezeigt.

Breiten Raum im Schaffen von Werner Neumeister nahmen auch Architekturfotografien und kunsthistorische Dokumentationen ein. Seine Ansichten aus Prag sind das Ergebnis genauer Vorbereitung, geduldigen Wartens und handwerklicher Meisterschaft. 1961 war das erste Heft „Prag“ bei Merian in Hamburg erschienen. Der Freundes- und Kollegenkreis aus Prag, der im Adalbert Stifter Verein zusammengefunden hatte, sah seine Beiträge durch Werner Neumeister von ganz neu gesehenen Bildern der geliebten Stadt begleitet. Fortan schuf Neumeister für die zahlreichen Kunstausstellungen, Kataloge und Bücher des Adalbert Stifter Vereins als gleichberechtigter Autor den Bildteil.



Fast strahlt die kunstvolle Decke intensiver als die seitlich einfallende Sonne, und die Menschengruppe ist gleichsam lichtgebadet: Aufnahme von Werner Neumeister

Bild: Adalbert Stifter Verein

1966 bezog der Adalbert Stifter Verein im Altmünchner Stadtteil Lehel eine geräumige Altbauwohnung, die er mit dem Atelier des Fotografen Werner Neumeister teilte. Eine harmonische und fruchtbare Zusammenarbeit begann, die bis zum Tode dieses Freundes andauerte. Die große fünfbändige Kunstgeschichte der Böhmisches Länder – Romanik, Gotik, Renaissance, Barock, 19. Jahrhundert – im Verlag Prestel bzw. im Propyläen-Verlag ist ohne sein Mitwirken nicht vorstellbar. Das gilt ebenso für den Jubiläumsband Bohemia Sacra 1973 zum Millennium der Diözese, später Erzdiözese Prag. Große Ausstellungen wie „Johannes von Nepomuk“, „Kaiser Karl IV.“, „Wallfahrt kennt keine Grenzen“, „Goethes liebes Böhmen“, „Menschen unterwegs“ und viele

andere hat er mitgeschaffen. Auch das Bildmaterial für die Bände „Böhmen“, „Mähren“, „Zwischen Donau und Moldau“ der Landschaftsreihe des Prestel Verlags stammt von ihm. Das so entstandene Fotoarchiv ist einzigartig und wird, ebenso wie das Atelier, von seinem Sohn Michel Neumeister fortgeführt. Die Bestände sind übersichtlich geordnet, werden ständig ergänzt und von vielen Verlagen weiterhin genutzt (www.neumeister-photographie.de).

Im Oberen Konventgang des Klosters Speinshart zeigt der Adalbert Stifter Ver-

ein bis zum 25. August stimmungsvolle Schwarzweißaufnahmen mit Prager Motiven. Das Prämonstratenserklöster Speinshart hat sich in den vergangenen Jahren als ein geistliches und kulturelles Zentrum der nördlichen Oberpfalz etabliert. 1921 vom in Westböhmen gelegenen Kloster Tepl/Teplá aus wiederbesiedelt, sieht es heute seine besondere Aufgabe in deutsch-tschechischen Begegnungen.

(KK)

Entmündigung macht krank

Das kommunistische Verdummungspotential und die Mangelwirtschaft feiern in den Krankenstatistiken der östlichen Länder unselige Urstände

Der Weltgesundheitsreport 2012 der Weltgesundheitsorganisation WHO – World Health Organisation spart mit Kritik auch an den westeuropäischen Ländern nicht. Jetzt beschreibt auch das britische Medizinjournal „The Lancet“, das renommierteste der Welt, mit einer Serie den Gesundheitsstatus der Europäer in West und Ost, unterteilt nach den Staaten, in denen sie leben. Das Ergebnis zwingt zu gründlichem Nachdenken:

Die Unterschiede beim Gesundheitszustand der Bevölkerung zwischen Ost- und Westeuropa sind heute größer als vor 40 Jahren. Regelungen zum Alkohol- und Tabakkonsum, verbunden mit Fortschritten in der Medizin und der Einführung einer effizienten Gesundheitspolitik sowie einer vielseitigeren Ernährung haben in Westeuropa Erfolge gebracht, heißt es in der Untersuchung. In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion ist dieser Fortschritt allerdings kaum zu erkennen. Mit Ausnahme der baltischen Staaten sei die Lebenserwartung für Neugeborene

dort deutlich geringer als in Westeuropa, nämlich zwölf Jahre weniger für Männer und acht Jahre weniger für Frauen. Erst ab dem Jahr 2000 seien überhaupt einige Fortschritte zu erkennen. Neben dem vor allem in Russland und in der Ukraine exzessiven Alkohol- und Nikotinmissbrauch richtet sich die Kritik vor allem darauf, dass es kein Bewusstsein dafür gibt, auch kein politisches, dass eine Ernährung mit wenig Gemüse und Obst und dafür mit vielen gesättigten Fettsäuren Gesundheitsprobleme nach sich ziehen muß. Die unausgewogene Ernährung, fatalerweise geprägt von dem Mangel an frischen pflanzlichen Nahrungsbestandteilen, hat zu einem gehäuften Auftreten chronischer Erkrankungen geführt. Die Sterblichkeit aufgrund von Herz- und Kreislauferkrankungen einschließlich der Infarkte ist deshalb zehnmal so hoch wie in Westeuropa.

Treffend stellen die Autoren fest: „Die politische Geschichte Europas hat tiefe Unterschiede bei der Gesundheit der Bevölkerung hinterlassen.“ Auch in eini-



Man wünschte sich, die Schönheit dieser Bunzlauer Keramik könnte die darin kredenzteten Flüssigkeiten mit heilsamen Kräften versehen: vollständig erhaltene Gefäße, kurz nach 1600, aus dem Keramik-Museum Bunzlau

Bilder (siehe auch Seite 28): Muzeum Ceramiki w Boleslawcu

gen Ländern Westeuropas seien massive Fehler bei der Gesundheitspolitik gemacht worden. Medizinische Erfolge haben sich dadurch verzögert.

Als Beispiel dafür führen die Autoren Länder wie Deutschland, Österreich und Dänemark an: Dort sei der Kampf gegen die Folgen des Rauchens zu spät aufgenommen worden. Auch in Finnland und Großbritannien seien Todesfälle in Zusammenhang mit Alkoholmissbrauch zu lange ignoriert worden. So habe Finnland beispielsweise erst spät (2008) die Steuern für Alkohol erhöht, und auch da nur moderat. Die Zahl der Todesfälle ist seither zumindest leicht gesunken.

Auch wenn es in einigen Ländern Osteuropas Fortschritte gebe, habe sich in Tschechien an dem Dauerproblem der überhöhten Aufnahme von Speisefetten und noch mehr dem überhöhten Bierkonsum von 170

Litern pro Kopf und in Ungarn an dem der universalen Überernährung nichts geändert. Für Polen hat der Ministerpräsident selbst erklärt: „Das gesamte Gesundheitssystem und der Alkoholkonsum sind unsere Großbaustellen überhaupt!“

Der Gesundheitspolitik in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion stellen die Autoren ein besonders schlechtes Zeugnis aus: „Vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion waren viele Bereiche der Gesundheitspolitik ernsthaft unterentwickelt, und sie sind es noch immer“, heißt es wörtlich. „Es findet fast gar keine Kontrolle des Tabakkonsums statt. Regelungen zum Alkohol hat es nur sporadisch gegeben.“ Noch immer wird in Russland unversteuerter Alkohol getrunken – weil er als Rasierwasser oder Tinktur oder als Reinigungsmittel für den Haushalt verkauft wird.

Dietmar Stutzer (KK)

Historisches forsch angehen heißt beileibe nicht forsch

Beate Szillis-Kappelhoff: Prußen – die ersten Preußen. Geschichte und Kultur eines untergegangenen Volkes. Bublies-Verlag, Beltheim-Schnellbach 2012, 358 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Gisela Graichen und Matthias Gretzschel: Die Prussen. Der Untergang eines Volkes und sein preußisches Erbe. Frankfurt am Main 2010, 240 Seiten, 22 Abbildungen, zwei Übersichtskarten

Unterschiedlicher können zwei Bücher, die sich mit dem Volk der Prußen befassen, kaum sein: Auf der einen Seite bieten zwei Journalisten eine Reihe von weitgehend oberflächlichen „Features“ an, die mit dem Volk der Prußen im Kern wenig zu tun haben, auf der anderen Seite gelingt es einer Pädagogin, eine kenntnisreiche und detaillierte Darstellung der Prußen vorzulegen, die dieses untergegangene Volk facettenreich lebendig werden lässt.

Die beiden Journalisten Gisela Graichen und Matthias Gretzschel gehen zunächst der bekannten Ostsiedlung durch den Deutschen Orden nach, wie man sie in vielen Geschichten von Bruno Schumacher bis Hartmut Boockmann, die von den Autoren nicht konsultiert worden sind, besser nachlesen kann. Dann folgt ein Kapitel über die Altertumsgesellschaft Prussia und das Prussia-Museum im Königsberger Schloss, das wiederum ohne die Berücksichtigung der Forschungen von Wulf D. Wagner auskommt. Und schließlich folgt ein Kapitel über die Grabungen in Wiskiauten, bei denen die Archäologen Timo Ibsen (Kiel) und Wladimir Kulakow (Kaliningrad) mit ihren Studenten zusammenarbeiten. Hier gewinnt die Darstellung Tatort-Charakter, wenn der russische Geheimdienst aufgeboten und Grenzschikanen geschildert werden.

Das Buch ist locker geschrieben, gründet aber auf lücken- und fehlerhafter Recherche.

Da werden aus den Hochmeistern des Deutschen Ordens „Großmeister“ (passim), wie sie nur in anderen Orden vorkamen oder in der Schachwelt bekannt sind, die Bulle von Rimini unterzeichnet 1226 angeblich Friedrich I. Barbarossa, der zu dem Zeitpunkt schon 36 Jahre tot war, an Stelle des hauptsächlich in Sizilien residierenden Friedrich II.

Amüsant ist die Belehrung, dass der Autor des historischen Romans „Heinrich von Plauen“ „oft mit dem gleichnamigen Autor des 20. Jahrhunderts verwechselt wird“, worauf dann doch dem Dichter der „Jerominkinder“, Ernst Wiechert, der historische Roman von Ernst Wichert untergejubelt wird, ein Fehler, der auch im Literaturverzeichnis stehen bleibt.

Auf Seite 75 erscheint Ottokar I. statt Ottokar II., der tatsächlich der Namensgeber Königsbergs ist. Albrecht I. (S. 97), der Bär, lebte von 1100 bis 1170; Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der Königsberger Universitätsgründer, trägt keine römische Ziffer. Im Schloss gab es keine „Domkirche“ (S. 101/102), sondern – wie der Name schon sagt – eine Schlosskirche. Auf Seite 144 wird die Legende vom nachgebenden Baugrund unter dem „Haus der Räte“ ein weiteres Mal erzählt. Richtig ist, dass der Bau infolge eines von Moskau verfügten Baustopps für öffentliche Gebäude in den 1980-er Jahren zum Erliegen kam und die Ruine seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion ein Spekulationsobjekt ist. Der zum „Architekten“ promovierte Dombaumeister Igor Odinzow (S. 145) ist Bauingenieur, was seine Verdienste nicht schmälert.

Auf Seite 175 wird unrichtig behauptet, dass sich die Stadt Kaliningrad während des Stadtjubiläums von 2005 „erstmalig ihrer langen deutschen Geschichte erinnert“ habe. Das war bereits im September 1994 der Fall, als mit zahlreichen Veranstaltungen und vor allem in lange vorbereiteter russisch-deutscher Zusammenarbeit das 450. Universitätsjubiläum der Albertina feierlich begangen wurde und über tausend Wissenschaftler aus einem Dutzend Nationen teilnah-

men. Im Übrigen wurde das Stadtjubiläum 2005 nicht nur Anfang Juli, sondern vor allem in der ersten Augushälfte mit zahlreichen deutsch-russischen Veranstaltungen – Ausstellungen, Konzerten, Gottesdiensten, internationalen Begegnungen – gefeiert. Aber Journalisten sind oft eher an großen Namen interessiert, weniger an dem, was tatsächlich geschieht.

An all diesen Korrekturen, die hier nur in Auswahl angesprochen worden sind, ist festzustellen, dass es in dem Buch sicher um viele interessante Themen geht, aber keinesfalls um die Prußen, die in der Darstellung nur ein Schattendasein führen. Warum der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz dieses Werk mit einem Geleitwort gewürdigt hat, erschließt sich dem Leser nicht.

Das Buch von Beate Szillis-Kappelhoff hingegen ist eine wahre Fundgrube von Erkenntnissen und Wissen über die Prußen, sie versucht diesem untergegangenen Volk gerecht zu werden und erreicht dieses Ziel auch. Ausführlich wird die Geschichte der Prußen geschildert, ihre Freiheitskämpfe und schließlich die Unterwerfung, ihr Leben auf dem Lande und in der Wildnis, Fischerei und Waldbienenzucht, häusliches Leben und Musik, Schrift und Sprache. Vor dem Auge des Lesers wird dieses Volk plastisch präsent, was die zahlreichen Abbildungen noch unterstützen.

In einem zweiten Teil werden alle zwölf Prußenstämme detailliert vorgestellt und damit dem Vergessen entrissen. Besonders aufschlussreich und interessant ist das Kapitel über die Religion der Prußen, ihre Götter und ihre Riten, die vor allem die Lebenspunkte Geburt (die Rodynes-Zeremonie – das Zurschaustellen des/der Neugeborenen), Verlobung (eine köstliche Schilderung der Tätigkeit des Heiratsvermittlers), Hochzeit (Kleidung, Tanz, Trinkgebräuche) und Tod (die Wēle eines Sterbenden wanderte zu den Göttern, seine Dusin bestand weiter in Pflanzen und Tieren in der Nähe und hielt Kontakt zu den Lebenden) prägten. Auch das Weiterleben dieser religiösen Gebräuche, ja das gleichberechtigte Nebeneinander der heidnischen und christlichen Rituale in der Christenzeit wird geschildert.

Im vierten Kapitel lernt der Leser das nachbarliche Umfeld der Prußen kennen: die Kuren

und Karschauer, die Žemaiten und Litauer, die Kaschuben, Masovier, Kujavier und Polen – ein reichhaltiger Einblick in die mittelalterliche Vielfalt in dieser Region Nordosteuropas.

Das letzte Kapitel „Prußen heute“ enthält zunächst ein umfangreiches Orts- und Gewässernamenverzeichnis von Allenburg (Natangen) bis Zoppot (Kaschubei) mit reichhaltigen und oft vielseitigen etymologischen Erklärungen. So ist die für den Fluss Pregel, an dem Königsberg liegt, angebotene prußische Deutung „preigillis“: an der tiefen Stelle, wie in den meisten anderen Fällen auch, nur eine der von der Autorin angeführten linguistischen Quellen. In gleicher Weise werden die Königsberger Stadtteile ausführlich gedeutet und man erfährt, dass Juditten (Samland) vom prußischen, die Landschaft beschreibenden Gaudityn („gaudis“: wehmütig, „judas“: schwarz, finster) abgeleitet werden kann.

Ergänzt werden diese Analysen von einer 17 Seiten umfassenden Liste prußischer Gottheiten, in der alphabetisch mehr als 150 Gottheiten (Autrimpas – Gott des Meeres), Göttergruppen (Perkunos, Potrimpos, Patolos – die drei wichtigsten Götter der zweiten Rangebene für Donner, Fruchtbarkeit und Tod), Gebete (Diewe wam padek! – Gott helfe mir!), Begriffe (alkaimas – Götterdorf) und Erklärungen (waidlit – Gottesdienst halten, sehen, vorhersehen) aufgeführt sind. Eine Zeittafel, eine umfangreiche Literaturliste und Weblinks runden dieses einmalige Werk ab.

Die Autorin hat ihr Leben lang Physik, Chemie, Mathematik und Musik gelehrt, ihre Interessen aber auch auf Archäologie, Geschichte, Geografie, heidnische Religion, baltische Musik, Kulturgeschichte und Kulturtechniken in Handwerk, Hauswirtschaft, Landwirtschaft und Fischerei ausgedehnt, sich mit baltischen Sprachen, baltischen Völkern und Stämmen, Kriegsführungen, Namenkunde und vielem mehr beschäftigt. Der Ertrag dieser Kenntnisse und dieses Fleißes ist das vorliegende Buch: ein Kompendium über das Volk der Prußen, das zugleich eine Hommage darstellt für die Menschen, die das großartige, bis heute mit ihrem Namen verbundene Land lange Jahrhunderte bewohnten, ehe der Deutsche Orden im 13. Jahrhundert dort auftauchte.

Klaus Weigelt (KK)

Zugang zum „großen böhmischen Ganzen“

Steffen Höhne / Klaus Johann / Mirek Nemeč (Hg.): Johannes Urzidil (1896–1970). Ein „hinternationaler“ Schriftsteller zwischen Böhmen und New York. Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert, Band 4. Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2013, 597 Seiten, 69,90 Euro

Im Herzen Prags findet sich Am Graben 16/Na Příkopě 16 eine von der Oberösterreichischen Landesregierung angebrachte Gedenktafel: „Letzter Dichter des Prager Kreises und Freund Tschechischer Künstler. Absolvent des Prager Akademischen Gymnasiums am Graben“. Urzidil, der als junger Mann in Prag einer von den drei Sprechern war, die am 19. Juni 1924 eine Totenrede auf den verstorbenen Franz Kafka hielten, verstarb als US-Bürger während einer Lesereise am 2. November 1970 in Rom.

Der umfangreiche Forschungsband „Johannes Urzidil (1896–1970) – ein ‚hinternationaler‘ Schriftsteller zwischen Böhmen und New York“ ist der Ertrag der dritten internationalen und interdisziplinären Johannes-Urzidil-Konferenz, die im Mai 2010 in Ústí nad Labem/Aussig an der Elbe stattgefunden hat. Beiträge von 33 Wissenschaftlern aus acht verschiedenen Ländern belegen die verstörende Tatsache, dass ein Schriftsteller, dessen Werke nurmehr fast ausschließlich antiquarisch erhältlich sind, eine ungebrochene Aktualität aus literatur-, kultur- und geschichtswissenschaftlicher Perspektive aufweist. Die spezifischen Umstände im Leben und Werk von Johannes Urzidil widerspiegeln die deutsch-tschechischen Beziehungen in einer besonderen Weise.

Dieser umfangreiche Tagungsband ordnet die durchgehend qualitativ hochwertigen Beiträge in sieben Themenfelder: „Geistiges Profil“, „Lyriker und Übersetzer im Umfeld des ‚Prager Kreises‘“, „Politischer Publizist“, „Kunsthistoriker, -historiker und -sammler“, „Literaturhistoriker und Essayist“, „Briefwechsel und Freundschaften im Exil“ sowie „Erzähler im Exil – Böhmen und New York“. Bereits die Bandbreite dieser Schlagworte illustriert das spannungsreiche und schöpferische Leben Johannes Urzidils. Als Sohn eines deutschnationalen Vaters und einer zum Ka-

tholizismus konvertierten tschechischen Jüdin wuchs der in Prag geborene Johannes Urzidil inmitten dieser mitteleuropäischen Metropole auf, in welcher alte Kulturen nicht zuletzt auch deswegen mit- und nebeneinander existieren konnten, weil sie voneinander profitierten.

Urzidil stufte sich als „hinternational“ nicht nur ein, weil er bereits in seiner Kindheit abseits der großen Prager Boulevards die Hinterhöfe bevorzugt hatte, in denen es menschen- und Nachbarschaften unterschiedlicher Herkunft und Konfession ihren Alltag recht und schlecht miteinander bewältigten. Dass er an allen beteiligten Parteien auch Widersprüche und Fehlentwicklungen erkannte und klar benannte, macht ihn als Zeitzeugen umso glaubwürdiger.

Das gewaltsame Auseinanderdriften der deutschen, jüdischen und tschechischen Völkerschaft bedeutete für Urzidil ein lebenslanges Trauma, das er in den Jahrzehnten des Exils in den USA künstlerisch wie politisch zu verarbeiten suchte. Dabei war seine Vertreibung aus Prag als sogenannter Halbjude mit seiner jüdischen Ehefrau Gertraude im Juni 1939 freilich lange vor den Massenaustreibungen in der Nachkriegszeit erfolgt. Es war die widerrechtliche Besetzung der sogenannten Rest-Tschechei am 16. März 1939 durch die Deutsche Wehrmacht, ausgestattet mit einem zivilisationsfernen Rassenwahn im Sturmgepäck, welche gewaltsam diese über Jahrhunderte gewachsene mitteleuropäische Welt beendete.

Besonders herauszuheben ist Urzidils lebenslange Beschäftigung mit Goethe, die vor allem in seinem Werk „Goethe in Böhmen“ kulminierte, das er nach dem Krieg stark erweitert und neu überarbeitet hat. Eine oft aufgegriffene Passage in einem Brief von Goethe an Kaspar Graf Sternberg, in welcher Goethe sich „eine Übersicht über das große böhmische Ganze“ wünscht, greift Václav Petrbok in seiner Untersuchung „Johannes Urzidils Goethe in Böhmen“ auf. Goethes böhmische Anwesenheit hat Urzidil über Jahrzehnte hinweg inspiriert.

Den Herausgebern ist es gelungen, auf den zu Unrecht vergessenen Schriftsteller aufmerksam zu machen. Es liegt somit ein Meilenstein in der Darstellung einer ungewöhnlich freien und beeindruckenden Persönlichkeit vor.

Volker Strebel (KK)

Europa – aus Lust am Geist geboren

Ilma Rakusa/Michael M. Thoss (Hrsg.): Hotel Europa. 13 Essays mit Fotografien von Matthias Hoch. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2012

Worum geht es? In einem Hotel, in Europa, in diesem Buch? Dass wir uns mit der Vielfalt anfreunden könnten ... Sie ist kein stilles Bekenntnis auf Papier: „In Vielfalt geeint“ (EU-Motto). Sie ist ein lustvolles Experiment.

Wer sich in einer Hotellobby unwohl fühlt, weil er keine der Sprachen versteht, die gesprochen werden, fühlt sich in Europa unwohl. Denn in Europa wird nicht nur Französisch gesprochen, in Europa wird auch Ukrainisch, Russisch, Griechisch, Slowakisch gesprochen. Europa hat nicht nur einen römischen, sondern auch einen kyrillischen Schriftzug. Europa ist nicht nur Paris – jene Stadt der „verrückten Liebe“, die Amerikaner besuchen, wenn sie nach „Europe“ kommen. Europa ist auch Sarajevo – ein Kriegsschauplatz der jüngsten Geschichte.

„Gequält von Vergangenheit ist Sarajevo“, so Joachim Sartorius in seinem Essay „Panorama des verkehrten Glücks“. Das Hotel Europa in Sarajevo liege auf der Grenze zwischen dem türkischen und dem österreichisch-ungarischen Teil der Stadt – und genau diese Grenze mache die Identität der Stadt aus. Es gibt – selbstverständlich – ein Café wienerischen und eines orientalischen Stils. In dem einen lässt man sich die Sacher-Torte schmecken, in dem anderen isst man Baklava. Das als authentische Familienatmosphäre auf sich wirken zu lassen, fällt nicht schwer – bei einem türkischen Kaffee oder einer Wiener Melange. Schwieriger ist es, die Familie „europäisch“ zu nennen. „Ethnisch und religiös definierte Nationalismen“ behaupten sich mehr denn je, „man schaut nach Europa, bleibt aber bei seiner Geschichtsschreibung“.

„Europa“ – das ist nicht nur Madrid, Athen, Berlin, Rom. Zu Europa gehören auch Medzilaborce, Chisinau, Nikosia, Girona, St. Petersburg oder Reykjavik. Sie haben etwas anzubieten – ein Hotel, Europa und unendlich viele Geschichten, die Autoren wie Juri Andruchowytch, Thomas Brussig, Tanja Dücker, Ulrich Janetzki, Igor Mrajovic, Martin Pollack, Alek Popov, Ilma Rakusa, Julia Schoch, Ingo Schulze und Christine

Traber in ihren Essays einfangen und aufleben lassen. Die Autoren des Sammelbandes „Hotel Europa“ sind nicht nur „Zuschauer“, sie sind „Zurückschauer“, die aus Vergangem Hoffnung schöpfen.

Europa als Hotel – das ist nicht die schlechteste Alternative, denn Europa ist gleichermaßen Kopf und Kribbeln. Es ist aus Lust am Geist geboren. Wir sollten das nicht vergessen: „Die Karpaten fangen im Kopf an. Ich glaube, sie beginnen sogar eher im Bauch, jedenfalls spürt es Ulrich Janetzki.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Diese Stadt war „lebenswert“, noch ehe es das Wort gab

Werner Elsner: Liegnitzer Stadtgeschichte (1242–1912). Beiträge zur Liegnitzer Geschichte. Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Liegnitz e.V., 43. Band, Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, Görlitz 2013, 9,90 Euro

Unter den Städtegründungen des 13. Jahrhunderts im deutschen Osten nimmt die Stadt Liegnitz einen besonderen Platz ein. Als Residenz schlesischer Herzöge war sie im ausgehenden Mittelalter und in der Reformationszeit das „zweite Auge“ Schlesiens. Mattheus Merian (1593–1650) nahm sie in sein Panorama der schönsten europäischen Städte auf.

Ihre zweite Blütezeit erlebte sie als kreisfreie Hauptstadt des niederschlesischen Regierungsbezirks in der vierzigjährigen Amtszeit des Oberbürgermeisters Oertel (1872 bis 1912). Bei der ersten Volkszählung nach dem Ersten Weltkrieg (9. Oktober 1919) folgte in den preussischen Ostprovinzen nach dem Gebietsstand vom 31. März 1923 – d. h. nach dem Verlust von Danzig, Posen und Ostoberschlesien – Liegnitz mit rund 70 000 Einwohnern unmittelbar auf die bei Deutschland verbliebenen Großstädte Breslau, Königsberg und Stettin sowie auf Görlitz mit damals rund 85 000 Einwohnern.

Liegnitz war mit zuletzt etwa 85 000 Einwohnern der administrative und kulturelle Vorort eines großen Gebietes im deutschen Osten, eine schöne Wohnstadt mit vorbildlichen kommunalen Einrichtungen, eine Stadt der Schulen und

die schlesische Garten- und Ausstellungsstadt. Die hier veröffentlichte Stadtgeschichte von ihren Anfängen bis 1912 soll die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens mit seinen staatlichen, kirchlichen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen in großen Linien verfolgen und im Zusammenhang mit den dafür bedeutsamen Ereignissen der gesamtschlesischen, deutschen und europäischen Geschichte darstellen. Dadurch soll ein Beitrag geleistet werden, die Erinnerung an die siebenhundertjährige deutsche Stadtgeschichte von Liegnitz lebendig zu erhalten. Mit ihr und dem Liegnitzer Land verbinden den Verfasser eine in die Jahrhunderte zurückreichende Familientradition, seine Schulzeit am städtischen Gymnasium, einer der ältesten Lateinschulen Schlesiens, seine erste Militärzeit beim Liegnitzer Königsgrenadier-Regiment und sein langjähriges öffentliches Wirken, besonders als hauptamtliches Magistratsmitglied seit 1925 und zuletzt als Oberbürgermeister der Stadt.

(KK)

Südosteuropa gespiegelt – aber seitenrichtig

Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas. Im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der LMU München herausgegeben von Peter Motzan und Anton Schwob. 8 (62) Jahrgang 2013, Heft 1. Einzelheft 6,15 Euro zuzüglich Porto und Versand, Abonnement 22,50 Euro einschließlich Porto und Versand

Kaschau/Kassa/Košice in der Slowakei, neben dem südfranzösischen Marseille Europäische Kulturhauptstadt 2013, ist ein Schwerpunkt dieses Heftes. Nach einer Einführung in die Thematik geht die Kulturwissenschaftlerin Juliane Brandt der Frage nach, wie um 1900 Mehrsprachigkeit in Kaschau gelebt wurde. In der Rubrik „Zeitgeschichte/Aus Archiven und Nachlässen“ ist ein neuer Forschungsbeitrag von Stefan Sienerth über die rumäniendeutschen Eliten im Visier des kommunistischen Geheimdienstes Securitate zu lesen. Diesmal ist es die Prozessakte der zu mehrjähriger Haft verurteilten Übersetzerin Hermine Pilder-Klein

(1901–1998), die der Germanist in den Beständen des CNSAS, des rumänischen Pendantes zur Gauck-Behörde, studiert hat.

In der Rubrik „Literarische Texte“ greift Hannes Elischer, geboren 1941 in Hermannstadt, die Securitate-Thematik in der pointierten Parabel „In der Jauchegrube“ auf. Spannend, mit hintergründigem Humor und Empathie erzählt Franz Hodjak, Jahrgang 1944, ebenfalls Hermannstädter, die Geschichte einer ungewöhnlichen Brautschau. Gedichte stammen von dem Banater Soziologen Anton Sterbling, seinerzeit Mitbegründer der literarischen Aktionsgruppe Banat (1972–1975), und von dem Siebenbürger Hellmut Seiler. Über systemimmanente Gewalt in Herta Müllers Deportationsroman „Atemschaukel“ schreibt Maria Maurer.

Nach zahlreichen Buchbesprechungen bringt die Rubrik „Forum“ Berichte über ein Symposium zur Dobrudscha und den Dobrudschadeutschen im Internationalen Begegnungszentrum der Wissenschaft München (IBZ), über das 12. Internationale Graduiertenkolloquium zur Geschichte und Gegenwart des Karpatenraumes in Bad Kissingen und über die internationale Konferenz über Minderheitenfragen an der Andrassy-Universität Budapest.

In der „Rundschau“ macht die Zeitschrift Mitteilung über die Auflösung des Vereins Südostdeutsches Kulturwerk e. V. München (SOKW). Bekanntlich wird die Tätigkeit des 1951 gegründeten SOKW seit 2002 vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der LMU München (IKGS), dem Nachfolgeverein des SOKW, fortgeführt. Die IKGS-Zeitschrift „Spiegelungen“ ist die Folgepublikation der vom SOKW ins Leben gerufenen „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“. In einer „Klarstellung“, gezeichnet von Peter Motzan und Stefan Sienerth, erläutern die beiden Herausgeber des Bandes „Worte als Gefahr und Gefährdung. Fünf deutsche Schriftsteller vor Gericht (15. September 1959 – Kronstadt/Rumänien). Zusammenhänge und Hintergründe, Selbstzeugnisse und Dokumente“ (Verlag des SOKW, München 1993) ihre editorische Vorgangsweise insbesondere bei der aufgrund von Kopien erfolgten Veröffentlichung von Prozessakten in diesem Band. Sie reagieren damit auf einen Beitrag von William Totok in der „Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik“.

(KK)

Edzard Schaper, „Jahrhundertfigur eines christlichen Schriftstellers“

Kürzlich fand im Lesesaal der Bibliothek des Herder-Instituts eine weitere Veranstaltung innerhalb der Reihe der Lesungen ein großes Auditorium: Dr. Uwe Wolf aus Bad Salzdetfurth stellte dabei sein 2012 erschienenes Buch über den Schriftsteller Edzard Schaper vor und berichtete eindrucksvoll über seine jahrelangen Forschungen in den Archiven mehrerer europäischer Länder und von spannenden Erlebnissen mit Menschen, die Schaper auch vor dem Zweiten Weltkrieg noch persönlich gekannt haben.

Edzard Schaper (1908–1984) stammte aus der Provinz Posen, wo er seit der Kindheit das Nebeneinander von Deutschen und Polen, Protestanten und Katholiken und die damalige Grenzsituation zum Russischen Reich erlebte. Nicht zuletzt durch diese Kindheitseindrücke mag sein Leben als Grenzgänger zwischen Ost und West geprägt worden sein. 1931 siedelte er nach Estland um und lebte hier als freier Journalist und Schriftsteller.

Große Resonanz in ganz Europa erfuhr 1935 sein Roman „Die sterbende Kirche“. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ging er nach Finnland, von dort flüchtete er nach Schweden und siedelte nach dem Ende des Krieges in die Schweiz um, wo er dauerhaft lebte und arbeitete, unterbrochen von vielen Vortragsreisen vor allem im Westen Deutschlands. 1961 veröffentlichte er den vielbeachteten Roman „Der vierte König“. Seine Bücher erreichten zu seinen Lebzeiten eine Auflage von über sechs Millionen Bänden und wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Durch die Lektüre seiner Werke erfuhren die Leser die bildende und zugleich heilende Kraft von Dichtung, Kunst und Kultur.

In den 1970er Jahren wurde es allerdings still um Schaper und sein Werk, die breite Öffentlichkeit hat ihn seither weitgehend vergessen. Als ein Mensch, dessen Passion das Schreiben gewesen ist und der wegen der Freimütigkeit seines Denkens und Schreibens sowohl vom sowjetischen Russland als auch vom nationalsozialistischen Deutschland zum Tode verurteilt worden ist, bringt Schaper das scharfe Licht des Schriftstellers in das Dunkel der europäischen Geschichte seiner Zeit. Schapers Leben und Werk öffnet einen einmaligen Blick in den Nordosten Europas, ins Baltikum, nach Finnland

und Skandinavien, nach Polen und Russland. Uwe Wolff hat Schapers Leben und Werk wiederentdeckt und damit die „Jahrhundertfigur eines christlichen Schriftstellers“. Die Zuhörer nahmen von diesem Abend im Herder-Institut die Anregung mit, sich dem Werk Edzard Schapers neu zu widmen.

Peter Wörster (KK)

Selten ist ein Wettbewerb derart transparent wie in Rheinbach

Nun ist es soweit: Die Ausstellung mit den Wettbewerbsarbeiten zum 7. Internationalen Rheinbacher Glaskunstpreis ist eröffnet worden. Im Glaspavillon Hans-Schmitz-Haus an der Glasfachschule sind bis Ende September sämtliche Werke zu sehen, die in diesem Jahr von Schülerinnen und Schülern eingesandt wurden. Die Stadt Rheinbach hat sich in den letzten Jahrzehnten als Standort des Staatlichen Berufskollegs Glas–Keramik–Gestaltung des Landes NRW, des Glasmuseums sowie mehrerer Glasbetriebe zur „Glasstadt“ entwickelt. Die Stadt unterstützt im Rahmen eines Wettbewerbs zur Förderung der Berufsausbildung die internationale Zusammenarbeit und die Begabtenförderung. Sie hat im Jahre 2002 den Internationalen Glaskunstpreis als Nachwuchsförderpreis geschaffen und richtet jetzt die 7. Ausgabe aus.

Wie in den vergangenen Jahren wird dieser Preis in Fachkreisen wie auch in der interessierten Öffentlichkeit als fester Bestandteil der internationalen Glaskunstszene betrachtet. Als einziger Nachwuchsförderpreis auf dem Gebiet der Glaskunst in Europa hat er der Stadt große Anerkennung gebracht.

Zukünftige Glaskünstler aus acht europäischen Fachschuleinrichtungen haben sich mit insgesamt 46 Arbeiten beteiligt. Die teilnehmenden Schulen sind: das Staatliche Berufskolleg Rheinbach (D), die Erwin-Stein-Schule, Staatliche Glasfachschule Hadamar (D) und die Glasfachschule Zwiesel (D), die Glaskunstfachschule Steinschönau/Kamenický Šenov (CZ), die Glaskunstfachschule Haida/Nový Bor (CZ), das Tavastia Vocational College, Nuutajärvi (FI), Zespol Skola Plastycznych, Dabrowa Gornicza (PL) und Cerfav, Vannes-le-Château (F).

(KK)

Stur-, Kinds-, Charakterkopf

Und das alles stets voll und ganz: der Schauspieler Heinrich George, „aus Erde gemacht“

Am 22. Juni 1945, bei der vierten Verhaftung durch die sowjetische Besatzungsmacht in Berlin innerhalb von sechs Wochen, rief der berühmte Schauspieler Heinrich George seiner voller Angst zurückbleibenden Familie zu: „Ich bin bald wieder da!“ Das aber war eine trügerische Hoffnung: Er starb, ausgehungert, am 25. September 1946 im Alter von nur 52 Jahren im Speziallager Sachsenhausen bei Berlin, einem von den Sowjets übernommenen und bis 1950 weitergeführten Konzentrationslager der Nationalsozialisten.

Heinrich George war schon in der Weimarer Republik ein bekannter Schauspieler, hatte

1921 seinen ersten Film gedreht, dem Jahr um Jahr weitere folgten, bis zum Kriegsende 1945 insgesamt 80. Auch die Nationalsozialisten setzten ihn ein und nutzten seinen Ruhm für ihre Zwecke: So trat er in Filmen auf wie „Hitlerjunge Quex“ oder in dem antisemitischen Machwerk „Jud Süß“ nach einem Roman des in Kalifornien lebenden Emigranten Lion Feuchtwanger und schließlich in „Kolberg“, einem Propagandastreifen, der die kriegsmüden Deutschen zum Durchhalten bewegen sollte.

Auch Filme mit russischen Themen mit seiner Besetzung tauchten auf wie „Stjenka Rasin“ über den Aufstand der Donkosaken



*Bitte recht unwirsch:
Heinrich George
war nicht nur pom-
mersches Urgestein,
er vermochte es
auch darzustellen.
Hier mit dem Maler
Otto Dix während
der Entstehung des
Porträts*

Bild: Archiv

1670/71 und „Der Postmeister“ nach Alexander Puschkins berühmter Novelle. Hier wie auch im Film „Der Biberpelz“ nach Gerhart Hauptmanns beliebter „Diebskomödie“ konnte er sein große Begabung zeigen, jenseits aller Ideologien.

Heinrich George, als Georg Schulz in der pommerschen Hauptstadt Stettin geboren, nahm, nachdem er die Oberrealschule vor dem Abitur verlassen hatte, Schauspielunterricht in Stettin und bekam seine erste Rolle im Sommer 1912 im pommerschen Kolberg. Nach weiteren Stationen in Bromberg in der preußischen Provinz Posen und im mecklenburgischen Neustrelitz nahm er als Freiwilliger am Ersten Weltkrieg teil und wurde im Winter 1915 schwer verwundet.

Nach dem Krieg trat er der Kommunistischen Partei bei und spielte unter Erwin Piscator und Bertolt Brecht. Nach 1933 hatte er zunächst Spielverbot, wurde dann aber in die UFA-Filmindustrie eingebunden bis zum Kriegsende. So wurde er sogar Intendant des Schiller-Theaters in Berlin, wo er auch politisch „unerwünschte“ und verfolgte Künstler unter Vertrag nahm. Noch 1933 hatte er die Schauspielerin Berta Drews geheiratet, mit der er zwei Söhne hatte: Jan und Götz George. Während der Schlacht um Berlin floh er mit Frau und Kindern im Ruderboot über den Kleinen Wannensee und kam nach einer Woche zurück in die einstige Reichshauptstadt. Im Mai wurde er dreimal festgenommen und wieder freigelassen, bekam von den Russen sogar Lebensmittelkarten geschenkt, weshalb er auch die vierte Verhaftung für ein pures Missverständnis hielt. Aber diese war tödlich! Erst 1994 wurden seine sterblichen Überreste in einem Waldstück bei Sachsenhausen gefunden und auf dem

Städtischen Friedhof von Berlin-Zehlendorf beigesetzt.

Jetzt ist das Leben des Schauspielers Heinrich George, dem die Deutsche Bundespost 1993 zum 100. Geburtstag eine Briefmarke widmete, verfilmt worden. Die Titelrolle wurde mit seinem 1938 geborenen Sohn Götz besetzt, der seit 1997 als Kommissar Horst Schimanski im Duisburger „Tatort“ der ARD bekannt wurde. Berta Drews wird von der 1972 in Salzburg geborenen Schauspielerin Muriel Baumeister gespielt. Regisseur ist der Dokumentarfilmer Joachim Lang vom Südwestrundfunk in Stuttgart.

Heinrich George wurde nach der Verhaftung in den Kellern des Gefängnisses Berlin-Hohenschönhausen, das heute wegen seiner Stasi-Vergangenheit Gedenkstätte ist, von NKWD-Offizieren verhört. Die Protokolle dieser Verhöre sind erhalten geblieben und in den Film übernommen worden.

Es gibt noch, außer den 80 Spielfilmen, eine Fülle von Material über Heinrich George, das die beiden Söhne in einem eigenen Archiv aufbewahrt haben, mit dessen Hilfe auch mehrere Biographien, darunter die des angesehenen Historikers Werner Maser, „Heinrich George. Mensch aus Erde gemacht“, geschrieben wurden. Außerdem gibt es die Erinnerungen der Witwe Berta Drews, „Wohin des Wegs“.

Es wird Zeit, diesen exemplarischen Lebenslauf von den Legenden zu befreien, die ihn seit 1945 überwuchert haben. Der Arzt in Sachsenhausen, der den Tod des Schauspielers zu bestätigen hatte und bedrängt wurde, als Todesursache einzutragen, er wäre „an den Folgen einer Blinddarmpoperation“ verstorben, machte schon damals den ersten Schritt: Er weigerte sich.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Der Mensch als Form

Mit ihm/ihr hat sich Käthe Kollwitz frühzeitig befasst

Krieg, Tod und die Not der Arbeiterschicht sind die Themen, die üblicherweise mit dem Namen der Ausnahmekünstlerin Käthe Kollwitz verbunden werden. Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg präsentiert die bedeutende deutsche Grafikerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz (1867–1945) mit einer bislang wenig bekannten Facette ihres Schaffens: den Aktdarstellungen. Die Sonderausstellung vom 23. August bis zum 3. November eröffnet über das Thema des Aktes einen neuen Blick auf ihr Werk.

Mit dem Motiv des nackten Körpers beschäftigte sich Käthe Kollwitz seit Beginn ihrer Ausbildung, insbesondere während ihrer Münchner Studienzeit von 1888 bis 1890. Sie selbst unterrichtete 1898 bis

1903 an der Berliner Künstlerinnenschule das Fach Aktzeichnen. Ihre frühen Aktdarstellungen sind durch den Symbolismus geprägt, wobei allen voran Max Klinger ein wichtiges Vorbild war. Neue Impulse brachte die Begegnung mit der französischen Moderne während der beiden Aufenthalte in Paris 1901 und 1904. Die Werke des Bildhauers Auguste Rodin faszinierten Kollwitz und regten sie zu ähnlichen kompositorischen Lösungen in ihren Papierarbeiten und Plastiken an. Abgesehen von wenigen Boudoirszenen konzentrierte sie sich motivisch auf das Themenspektrum Liebe und Tod. Nach Beginn des Ersten Weltkriegs verschwand der Akt fast völlig aus ihrem zeichnerischen und druckgrafischen Œuvre, lediglich in den plastischen Arbeiten schöpfte Käthe Kollwitz später aus den gesammelten Erfahrungen.

Für die Ausstellung konnte eine Reihe von herausragenden Leihgaben aus dem Käthe Kollwitz Museum Köln, dem Käthe-Kollwitz-Museum Berlin sowie aus den Kupferstichkabinetten der Staatlichen Museen Berlin, der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, der Staatsgalerie Stuttgart und den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen gewonnen werden. Weitere Leihgaben stammen aus der Akademie der Künste Berlin und aus Privatbesitz. Neben Skizzenblättern aus der Studienzeit und Kohle- und Kreidezeichnungen sind teils nur als Unikate erhaltene druckgrafische Arbeiten zu sehen. Aus den eigenen Beständen des Kunstforums kommen weitere Papierarbeiten und zwei Plastiken von Kollwitz hinzu. Ferner veranschaulichen Werke von Künstlern aus der Zeit von Kollwitz wie Max Klinger, Ernst Barlach, Lovis Corinth, Emil Nolde und Max Pechstein den unterschiedlichen Zugang zum Thema Akt.

(KK)



Künstler wissen instinktiv, dass ein Bild auch von unberührten Flächen lebt: Aktstudie von Käthe Kollwitz

Erfassen durch Anfassen

Der polnische Bildhauer Stan Wys bietet im Haus Schlesien seine Skulpturen zum Be-Greifen dar

Wer während der Sommermonate Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott besucht, dürfte nicht wenig staunen, wenn er vor dem Haus neben der vertrauten Gerhart-Hauptmann-Büste vier neue, Skulpturen entdeckt. Es handelt sich um rund zwei Meter hohe Bronzestatuen, die der gebürtige ostpreußische Bildhauer Stanisław Wysocki geschaffen hat. Wer dann den Fronhof betritt, kann weiter staunen. Denn auch hier befinden sich mehrere Figuren, die mit den „Grazien“ vor dem Haus in den Grundzügen, in der Geometrie und in der Materialbeschaffenheit eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Allerdings strahlt jede für sich ihre eigene Faszination aus. Im großen Ausstellungssaal von Haus Schlesien erreicht die Vielfalt dann ihren Höhepunkt. Unter dem Motto „Schönheit der Form“ ist hier sowohl in Vitrinen wie auch freistehend eine repräsentative Auswahl der Bronzeskulpturen von Stan Wys – so Wysockis Künstlername – zu sehen.

Sie wird vom Gastgeberhaus in Kooperation mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa Potsdam bestritten. Nicola Remig, Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums für schlesische Landeskunde in Königswinter, hob die Verbundenheit des Künstlers zur Metropole Breslau hervor und betonte: „Mit Stanisław Wysocki dürfen wir Werke eines Breslauer Künstlers ausstellen, der zwar nicht dort geboren wurde ist, der aber in Breslau heimisch geworden ist und sich nicht zuletzt in seinem Werk stark mit der Stadt unter kulturhistorischen Gesichtspunkten auseinandersetzt.“ Eine interessanter Programmpunkt der Eröffnungsveranstaltung war das Gespräch zwischen dem Künstler und Dr. Maciej Łagiewski, dem Direktor des Breslauer Stadtmuseums, zur Entwicklung

und Bedeutung Breslaus als Kulturmetropole in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Zu den bekanntesten Skulpturen Stanisław Wysockis gehört sicherlich die „Silesia“, die schon seit einigen Jahren bei der Verleihung des Kulturpreises Schlesien als Auszeichnung vergeben wird. Wysocki wurde übrigens selbst mit dieser renommierten Auszeichnung des Landes Niedersachsen



Die etwas monumental starren Verhältnisse im Siebengebirge zum Tanzen gebracht: Grazien von Stan Wys

Bild: der Autor

im Jahre 2011 geehrt. Er wurde 1949 in Masuren geboren. Nach einem Sportstudium in Breslau hat er an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste in Posen und später an der Universität der Künste in Berlin studiert. Im Jahre 1980 war er an der renommierten Bildgießerei Hermann Noack in West-Berlin tätig. Das war, so erzählt Stan Wys, eine sehr wichtige Zeit, in der er viel gelernt und auch einige herausragende Künstlerpersönlichkeiten getroffen hat, etwa Henry Moore. Dessen Einfluss hat Wysockis Werk entscheidend geprägt.

Seit 1984 präsentiert der Künstler seine Arbeiten in zahlreichen Ausstellungen und Galerien in Deutschland, Polen, Dänemark, Schweden, Österreich, Tschechien, England, Italien, der Türkei und Frankreich. Auch befinden sich viele seiner Werke im Breslauer Stadtraum, in Skandinavien und in Belgien. Für den öffentlichen Raum hat Stan Wys im letzten Jahr die historische Eichendorff-Skulptur des Bildhauers Alexander Kraumann wiederhergestellt, die 2012 im Botanischen Garten der Universität Breslau mit Unterstützung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Uni Breslau feierlich aufgestellt worden ist. Der schneeweiße Vorentwurf dieser Eichendorff-Figur ist im Garten von Haus Schlesien zu besichtigen.

Die „Hochwasserfrau“ auf der Universitätsbrücke, das Denkmal des Papstes Johannes Paul II. im Stadtteil Psie Pole oder die Figur des Breslauer Schwarzen Mannes am Blücherplatz/Plac Solny sind bekannte Bildwerke, die inzwischen zu Wahrzeichen der Metropole avancierten. Die Verbundenheit des Künstlers mit Breslau wird nicht zuletzt auch durch die Wahl des Standortes seines Ateliers am Ufer der Oder deutlich. Dort arbeitet Stan Wys zusammen mit seinem Sohn Michal, der in die Fußstapfen des Vaters tritt.

Am liebsten würde Stan Wys in seinen Ausstellungen Schilder mit der Aufforderung

„Bitte anfassen“ aufstellen lassen. „Ich will, dass der Betrachter meiner Skulpturen ein authentisches Vergnügen empfindet. Ich will, dass er diesen Werken näherkommen, sie anfassen und deren Oberfläche streicheln möchte.“ Und in der Tat, kaum ein Betrachter geht an den imposanten Bronzefiguren vorbei, ohne sie anzufassen. Wysocki konzentriert sich – zuerst in Ton, dann in Bronze – auf das „Erfinden“ perfekter Linien, Proportionen und Kontraposte. Danach werden die Einzelteile der Figur gegossen, zusammengepasst und abgeschliffen. Zuletzt geht es ans Finissieren und Patinieren. Auch wenn einige Details so aussehen, als wären sie aus Gold, sind es doch nur geschliffene und hochglanzpolierte Oberflächen.

Bei der Gestaltung seiner Kunstwerke geht es dem Bildhauer weder um eine idealisierte Widerspiegelung des menschlichen Körpers noch darum, konkrete Abbilder zu schaffen. Davon zeugen die zahlreichen Statuen ohne Kopf- und Gesichtspartien. Es geht ihm primär darum, dem Betrachter die Möglichkeit zu geben, oftmals überraschende ästhetische Entdeckungen im Alltag zu machen. Die aus Bronze geschaffenen Figuren stehen für Lebensbejahung, versinnbildlichen Vitalität und schöpferische Kraft. Seine Werke tragen Frauennamen wie Elektra, Olympia, Carmen, Zephyra und Flora, oder sie heißen wie verschiedene emotionale Lebenssituationen: Verlangen, Berührung, Erwartung.

Die Skulpturen sind im Haus Schlesien bis zum 27. Oktober 2013 zu betrachten – und zu berühren. Wie Nicola Remig verriet, bahnten sich am Rande der Vernissage interessante „Künstlerkontakte“ zwischen Köln und Breslau an. So könnte man annehmen, dass sich ein neuer Dialog zwischen den früheren Patenstädten sowie mit Nordrhein-Westfalen insgesamt auf kulturellem Gebiet entwickelt.

Dieter Göllner (KK)

Kleinodien aus Erde

Bunzlauer Keramik wird in Görlitz angemessen gefeiert

Das niederschlesische Bunzlau/Bolesławiec ist berühmt für seine Keramik, die man hier seit dem Spätmittelalter herstellt und die in der Barockzeit eine erste große Blüte erlebte. Das Schlesische Museum zu Görlitz zeigt vom 13. Juli bis zum 31. Oktober 2013 zwei Ausstellungen mit Produkten aus Bunzlauer Töpferwerkstätten. Die Vorbereitungen zu dieser Präsentation haben das Muzeum Ceramiki w Bolesławcu (Keramik-Museum Bunzlau) und das Schlesische Museum zu Görlitz seit dem Sommer 2010 gemeinsam geleistet.

Zu sehen sind erstmals neue archäologische Funde aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Anhand der Gefäße, die mit Auflagen verziert und zum Teil kobaltblau glasiert sind, lässt sich nachweisen, dass Bunzlau schon viel früher als bisher angenommen zu den bedeutendsten Töpferstandorten im deutschsprachigen Raum gehörte. Außerdem stieß man auf die Spuren einer der frühesten Werkstätten im Ort. Bereichert wird die Schau durch zahlreiche Keramiken aus der Zeit um 1600 von mehr als 30 Leihgebern in Deutschland und Polen. So entsteht in der Ausstellung ein einzigartiger Überblick über den hohen handwerklichen und künstlerischen Stand der Bunzlauer Töpferei und ihre erste große Blütezeit.

Einen faszinierenden Kontrast zu den historischen Keramiken bilden die Erzeugnisse Bunzlauer Keramikbetriebe aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der zweiten Schau. Ausgangspunkt ist die Gründung der Keramischen Fachschule Bunzlau 1897. Sie zeigte sich offen für die aktuellen Strömungen der Kunst wie den gerade beginnenden Jugendstil und versuchte, den Töpfern neue Formen und Dekore nahezubringen.



Ob voll oder leer: schön. Karaffe von Kurt Randhahn

Bilder (auch Seite 16): Muzeum Ceramiki w Bolesławcu

Blieben kleinere Betriebe meist konservativ und beharrten auf dem althergebrachten braunen Gebrauchsgeschirr oder auf der geschwämmelten Ware, so griffen Betriebe wie Reinhold, Paul und Sohn, Burdack, Werner, Seiffert oder Randahn die künstlerischen Impulse der Keramischen Fachschule gerne auf. Mit großem internationalem Erfolg erweiterten sie ihr Sortiment und profitierten auch von den technischen Verbesserungen und Innovationen, die von der Fachschule ausgingen. Über 700 Exponate belegen in einer beeindruckenden Fülle und Vielfalt das künstlerische Schaffen bis in die 1930er Jahre, das in einer solchen Zusammenstellung noch nie in einer Ausstellung zu sehen war.

Beide Ausstellungen wurden ermöglicht durch das binationale wissenschaftlich-museumspädagogische Projekt „Das moderne Museum“, das vom Europäischen Fonds für regionale Entwicklung im Rahmen des Operationellen Programms der grenzübergreifenden Zusammenarbeit Sachsen – Polen 2007–2013 finanziert wird.

(KK)

Beflügelndes Ermland

Zum fotografischen Erlebnis gemacht von Andrzej Waszczuk

Unter dem Titel „Das Ermland – ein Vogelparadies“ stellt das Kulturzentrum Ostpreußen Ellingen die großformatigen Farbfotografien des polnischen Fotografen Andrzej Waszczuk mit zweisprachigen Texten im Haus Kopernikus in Allenstein aus. Der Künstler, die Repräsentantin der Stadtverwaltung Allenstein, Wolfgang Freyberg, der Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen, und Krystyna Płocharska, die Vorsitzende der Gesellschaft Deutscher Minderheit in Allenstein, eröffneten die Sonderschau, in der zumeist Wasservögel im Lauf der vier Jahreszeiten, eingebunden in eine stimmungsvolle Landschaft, zu sehen sind. Sie stammen allesamt aus dem

Poldergebiet um das ostpreußische Dorf Queetz (heute polnisch Kwiecewo), in dem Waszczuk geboren ist.

Der in Guttstadt (polnisch Dobrze Miasto) lebende Fotograf hat in den vergangenen Jahren Fotoausstellungen in der Galerie Rynek in Allenstein, im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen, in Chateauroux in Frankreich sowie in Barrafranca in Italien gestaltet. Die Fotografien Waszczuks in der Ausstellung zeigen unter anderem Kraniche, Schwäne, Silberreiher, Stockenten, Weißbart-Seeschwalben und Schwarzstörche. Abgebildet sind die Vögel in der Morgen- oder Abenddämmerung, bei der Nahrungsaufnahme oder im Flug.



Die Natur entwickelt und entfaltet Formen, wie kein Künstler sie erfinden kann – finden aber kann er sie sehr wohl, zeigt Andrzej Waszczuk

Bild: Kulturzentrum Ostpreußen

Der gelernte Schreiner, der schon immer leidenschaftlich gerne mit dem Fotoapparat unterwegs war, machte sich 2005 als freischaffender Fotograf selbständig. Die Erfolge seiner gekonnten Aufnahmen aus der Tierwelt und der Landschaft gaben dem Künstler recht, er konnte bereits 2008 seinen ersten Bildband mit dem Titel „Waldportrait“ veröffentlichen. 2009 folgten

„Hundert Ansichten von Ermland“, und 2011 erschien „Das Ermland – ein Vogelparadies“, aus dem die Fotos der Ausstellung stammen. Für dieses Buch erhielt der 47-Jährige den Preis für die beste Publikation des Jahres 2011 über Ermland und Masuren, der von der Universität Allenstein vergeben wurde.

Manfred E. Fritsche (KK)

Die Farben der Elemente

Der ostpreußische Expressionist Karl Eulenstein in Lüneburg

Die volle, dunkle, leuchtende Farbigkeit fällt den Betrachtern auf Anhieb ins Auge. Die Farbe beherrscht die Formen, und damit gelingt es dem Maler, die erlebten Elemente Wasser, Licht, Erde und Wetter unmittelbar zu veranschaulichen. Mit Karl Eulenstein setzt das Ostpreußische Landesmuseum seine Ausstellungsreihe mit Künstlern des Expressionismus bzw. des Expressiven fort.

Der im ostpreußischen Memel, heute Klaipėda (Litauen), geborene Karl Eulenstein studierte an der Königsberger Kunstakademie, seit 1926 arbeitete er freischaffend in Berlin. Eulenstein hatte engste Verbindungen zur Kurischen Nehrung, so dass er zu den herausragenden Vertretern der Künstlerkolonie Nidden gehört. Das Schaffen Eulensteins hat sich wie bei keinem anderen Maler zu allergrößten Teilen mit den Themen der Region der Kurischen Nehrung und des Memellandes auseinandergesetzt.

In Stil und Darstellung war Eulenstein recht eigenständig. Er wurde ein tiefgehender Schilderer der Landschaft rund um das Kurische Haff, indem er ihre Menschen und ihre Umwelt in starken, meist dunkleren Farben und schweren Formen gestaltete. Die gänzlich unheroischen Figuren, die schwermütige Stimmung seiner Bilder waren alles andere als konform im Sinne der

Kunst im Dritten Reich. Im Zuge der Aktion „Entartete Kunst“ wurden 1937 zwei seiner Arbeiten beschlagnahmt.

Nach 1945 näherte er sich dann weiter dem Expressionismus an und entwickelte entsprechende Formen in seinem Werk. Eulenstein gehörte neben Ernst Mollenhauer zu den wichtigsten ostpreußischen



Spätexpressionisten, und bis zum 13. Oktober können sich die Besucher des Ostpreußischen Landesmuseums von seinem Rang überzeugen.

Parallel läuft die Breitenaktion „Auserwählt. Sammlungsobjekte mit Geschichte“. Was macht ein beliebiges Ding zu einem Museumsstück? Sein Alter? Sein materieller oder künstlerischer Wert? Seine Seltenheit? Um Objekte und deren Herkommen geht es bei dieser Ausstellung – jedes

Exponat erzählt seine eigene, mal besondere, mal mitreißende Geschichte. Das Ostpreußische Landesmuseum gibt auch den Besuchern die Möglichkeit, ihr privates Sammlungsobjekt für die Zeit der Ausstellung dem Museum und damit auch den anderen Besuchern zur Verfügung zu stellen. Das Ostpreußische Landesmuseum stellt es mit seiner Hintergrundgeschichte in diesem Rahmen aus.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Der **Georg Dehio-Buchpreis** des **Deutschen Kulturforums östliches Europa** Potsdam wird Autorinnen und Autoren verliehen, die Themen der gemeinsamen Kultur und Geschichte der Deutschen und ihrer östlichen Nachbarn in ihrem literarischen, wissenschaftlichen und publizistischen Werk aufgreifen, auf hohem Niveau reflektieren und breiten Kreisen anschaulich vermitteln. Der Hauptpreis würdigt ein literarisches oder publizistisches Gesamt- und Lebenswerk. Mit dem Ehrenpreis wird eine aktuelle Veröffentlichung prämiert. Handelt es sich um eine Übersetzung, kann der Preis zwischen Autoren und Übersetzern geteilt werden. Eigenbewerbungen sind nicht zulässig. **Vorschläge** sollten eine inhaltliche Begründung, bio-bibliographische Angaben und möglichst acht Exemplare der vorgeschlagenen Publikationen umfassen. Rückfragen beantwortet Dr. Klaus Harer, Telefon 03 31 / 2 00 98-44, harer@kulturforum.info.

Das **Siebenbürgische Museum** Gundselsheim hat seine Sammlung in den

letzten Jahren durch zahlreiche Schenkungen, Spenden und Ankäufe erweitern können. Einige der schönsten und bedeutendsten **Novitäten** vor allem aus dem Bereich Malerei und Grafik werden bis zum 20. Oktober der Öffentlichkeit präsentiert.

Mit Erinnerungen von Donauschwaben, zumal ihres Großvaters, im Gepäck hat die 1985 in Neu-Ulm geborene Fotografin **Silke Schwarz** Serbien und deren Herkunftsorte Obrovac und Backa Palanka bereist und setzt die erinnerte Heimat in einen aktuellen Bezug, indem sie ihr Fotografieren dieser Orte gegenüberstellt. Die Ausstellung im **Donauschwäbischen Zentralmuseum** Ulm ist bis zum 6. Oktober zu sehen.

Im Jahr seines 80. Geburtstages kommt der große polnische Komponist **Krzysztof Penderecki** am 18. September mit seinem „Auferstehungs“-Konzert für Klavier (Rudolf Buchbinder) und Orchester (Sinfonia Varsovia) nach **Bonn**.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2, Fax (02223) 90660 18
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**